



Gute Lösungen

Stiftungserbe Diethard Leopold und Anwalt
Alfred Noll sprechen exklusiv für NU über
neue Wege in der Kunstrestitution

VORHER SEHEN.

Sichern Sie sich jetzt die deutschsprachige Jahresvorschau des renommierten Magazins „The Economist“ erstmals als Österreich-Ausgabe in exklusiver Kooperation mit der „Presse“.

Die wichtigsten Trends und Prognosen für 2012, ergänzt durch einen Österreich-Schwerpunkt von der „Presse“-Redaktion.

Für „Presse“-Abonnenten statt 6,90 nur 4,90 Euro bei Onlinebestellung unter DiePresse.com/diewelt2012.

**AB SOFORT
IN IHRER TRAFIK**

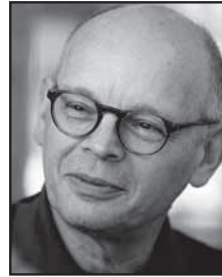


DiePresse.com/diewelt2012



Denk ich an Österreich in der Nacht ...

FOTO ©: RIGAUD



VON PETER MENASSE

In Deutschland töten Nazi-Terroristen unschuldige Menschen. Fein raus, Österreich? Nein, ganz im Gegenteil. Es muss uns angst und bange werden.

Wir lesen über die Zwickauer Terrorgruppe, dass sie von V-Männern des deutschen Verfassungsschutzes unterwandert war, dennoch aber ihre Morde ungestört und über Jahre verüben konnte. Hier liegt offensichtlich ein fataler Fehler im System der deutschen Verwaltung vor, der unter anderem auch in der föderalen Struktur begründet ist, deretwegen Einheiten des Bundes und der Länder nebeneinander und scheinbar schlecht koordiniert tätig sind. Die Mörder hatten leichtes Spiel.

Was wir jetzt erleben, ist eine radikale Aufarbeitung der Geschehnisse in einem Land, in dem sich alle wesentlichen politischen Kräfte gegen den Nationalsozialismus verschworen haben. Das Bild, das die deutsche Bundesregierung mit Angela Merkel an der Spitze im Bundestag bei einer Gedenkfeier für die Opfer der Terroristen zeigt, signalisiert echtes Entsetzen und Trauer.

Blenden wir nach Österreich. Wenige Tage danach sagt Herbert Kickl, ein 43-jähriger Abgeordneter der FPÖ im österreichischen Parlament in einer Replik auf den Sozialminister, dass „viele dieser armen Menschen in Österreich deswegen so arm sind, weil sie Pensionisten sind ... und weil sie damals nicht davongelaufen sind ..., so wie andere, die Sie verhätscheln.“

Er ist danach zu feige, um zu seiner so klar lesbaren Botschaft zu stehen. Er habe Wirtschaftsflüchtlinge der jüngeren Vergangenheit gemeint, sagt er auf Vorwürfe. Abgesehen davon, dass diese Erklärung mehr als einfältig ist, was hätte dann das Wort „damals“ in seinem Sager zu suchen, zeigt es auch, wie dieser Mann, der seine Ungeheuerlichkeiten unter dem Schutz der Immunität absondert, sofort den Mut verliert, wenn er Stellung beziehen muss. Wir haben das als Kinder in den späten 1950er-Jahren oft gehört. Während unsere Eltern über den Tod aller Verwandten trauerten, denen die Flucht vor den Nationalsozialisten ins Ausland nicht gelungen war, sagten uns Erwachsene aus anderen Familien immer wieder Sätze, wie den folgenden: „Ihr Juden hattet es schön im Ausland und genug zu essen, während uns hier die Bomben auf den Kopf gefallen sind.“

Kickl wiederholt jetzt die Monstrositäten seiner Großelterngeneration, im österreichischen Parlament, mehr oder

weniger unwidersprochen. Niemals könnte dieser Mensch in Deutschland nach solchen Aussagen weiterhin politisch tätig sein. Aber hierzulande vertritt er die Position einer großen Partei, die auf der Lauer liegt, die Mehrheit im Land zu übernehmen.

Der Wiener Anwalt Georg Zanger berichtet davon, dass die Staatsanwaltschaft Anzeigen, die Umtriebe der FPÖ betreffen, seit der Einbringung im Frühjahr 2010 einfach nicht bearbeitet. Aufbauend auf Berichten in österreichischen Medien, die von Kontakten ranghoher FPÖ-Mitglieder zu „eindeutig neonazistischen oder rechtsextremen Organisationen im In- und Ausland“ sprechen, hat er versucht, die gesamte Struktur dieser Beziehungen zu analysieren. Es sei auch zu untersuchen, meint der Anwalt, was es bedeute, wenn Leute ständig das Verbotsgesetz in Frage stellen. „Wenn jemand so massiv für die Abschaffung des Verbotsgesetzes eintritt“, so Zanger, „kann das nur bedeuten, dass er das tun will, was jetzt verboten ist. Und das ist eine Vorbereitungshandlung zum Verstoß gegen das Verbotsgesetz.“

Es ist nichts geschehen im Lande Österreich. Die Anzeige ruht bei der Staatsanwaltschaft.

Was hat das alles mit den Mordtaten in Deutschland zu tun? Wir wissen, dass die österreichische Neonazi-Szene mit jener in Deutschland gut vernetzt ist. In der „Presse“ sagt ein Sprecher des Innenministeriums dazu, dass man von direkten Verbindungen nichts wisse, sie aber sehr logisch seien. So haben wir uns die Arbeit der Exekutive immer vorgestellt.

Wir sehen des Weiteren, dass die Staatsanwaltschaft mit Härte und Ausdauer Tierschützer verfolgt. Anzeigen zur Verunglimpfung von Ausländern, zu Hetzreden und Ähnlichem bleiben liegen.

Wir sehen, dass das österreichische Parlament keine Überlegungen anstellt, ob Zellen, wie jene in Deutschland, auch in Österreich tätig sind. Es denkt scheinbar niemand daran, zu untersuchen, ob es auch ein V-Männer-System ähnlicher Art vom hiesigen Verfassungsschutz gibt.

Österreich verleugnet und verharmlost, wie es das immer getan hat. Für dieses Land gilt in Analogie zu Heinrich Heines Gedicht: Denk ich an Österreich in der Nacht, bin ich um den Schlaf gebracht.

UNS FREUEN

Die vielen Publikationen aus dem Kreis der NU-Autorinnen. Nina Horaczeks Werk „Handbuch gegen Vorurteile“ (Czernin Verlag) bietet bestens recherchierten Argumentationsstoff gegen die gängigsten Verharmlosungen, politischen Plititüden und Geschichtsverfälschungen von rechts. In von Eva Menasse herausgegebenen, hinter sinnigen Wien-Buch „Wien. Küß die Hand, Moderne“ (Corso Verlag) schreiben Persönlichkeiten wie Elfriede Jelinek und Thomas Glavinic, Alfred Dorfer und Michael Stavaric über ihre Stadt, nach dem von Menasse vorgegebenen Motto: „Mein Wien hat keine helle, luftige Ausstrahlung, all seinen Kronleuchtern zum Trotz. Mein innerstes Wien ist wie eine süßlich riechende alte Tante, die sich im Keller versteckt und einen zum Spaß als Monster überfällt. Mein Wien ist der Moment, wo sie einen packt, noch ehe man sie erkennt.“



UNS BERÜHRT

Dass Wiens dritte, größte Synagoge, der „Turnertempel“, endlich als Erinnerungsort gewürdigt wird. Der Turnertempel stand Ecke Turnergasse und Dinkelstedtgasse im 15. Bezirk und war neben der Synagoge in der Seitenstättengasse und dem Leopoldstädter Tempel die wichtigste Synagoge Wiens. In der



„Reichskristallnacht“ 1938 wurde er völlig zerstört und niedergebrannt. Nun erinnert ein Netz aus schwarzen Betonbalken, das den zerborstenen Dachstuhl des Tempels nachempfunden wurde, an sein Schicksal.

UNS IST WICHTIG

Dass durch die internationale Konferenz „Maly Trostinec Erinnern“ vom 27.–29. November 2011 die in der österreichischen Öffentlichkeit kaum bekannten nationalsozialistischen Verbrechen in Weißrussland mediale Aufmerksamkeit erfuhren. Nirgendwo fielen so viele Jüdinnen und Juden aus Wien der Schoah zum Opfer wie in Maly Trostinec – dennoch ist dieses Kapitel bisher weitgehend unerforscht. 70 Jahre nach der ersten Deportation von Wien nach Minsk widmete sich die vom Verein IMMER in Kooperation mit dem Wiener Wiesenthal Institut und dem Wien Museum initiierte Konferenz nun jenem kleinen Ort außerhalb der weißrussischen Hauptstadt Minsk.

UNS GEFÄLLT

Rudolf Kauders Buch „Donauwalzer am Irawadi“ (Mandelbaum Verlag). Der Autor erzählt in diesem Buch, das eine kaum bekannte Seite der jüdischen Emigrationsgeschichte beleuchtet, in leichtem, pointiertem Ton sein Leben: die glückliche Kindheit in Wien, die Emigration 1939 nach England, die er zunächst als Landarbeiter, dann in Internierung verbringt, bevor sich sein Wunsch er-

füllt, in die britische Armee einzutreten. Er will auf dem Kontinent gegen Hitler kämpfen, wird aber zu seiner Enttäuschung nach Burma abkommandiert, wo die britische Armee gegen das mit Hitler-Deutschland verbündete Japan kämpft. Einmal rettet ihm der Donauwalzer das Leben, als er nach einer Ruhr-Erkrankung seine Einheit sucht und einen burmesischen Reisbauern um Auskunft fragt. Der Bauer mag weder die Japaner noch die Engländer (weil beide den Burmesen das Land wegnehmen) und hätte ihn geradewegs den Japanern in die Arme geschickt (was seinen sicheren Tod bedeutet hätte), wären sie nicht im letzten Moment ins Gespräch gekommen. Als Kauders zur Erläuterung seiner Herkunft den Donauwalzer pfeift, stimmt der Bauer überraschend ein. Er kennt die Weise von einer Schallplatte und freut sich, jemanden zu treffen, der aus derselben Stadt kommt wie diese Melodie. Daraufhin weist er ihm die Richtung zu den Engländern. 1946 kehrt Kauders nach Österreich zurück.



WIR EMPFEHLEN

Ruth Beckermanns Film „American Passages“, in dem uns ein desillusionierter Irak-Veteran, ein homosexueller Adoptivvater, schwarze Richterinnen, weiße Partylöwen und auch ein Zuhälter am Spieltisch eines Casinos in Las Vegas durch die USA der Gegenwart führen.





JÜDISCHES MUSEUM WIEN

SEITE 28



AUTORIN SABINE GRUBER

SEITE 32

COVER

Leitartikel Peter Menasse 3

Kunstsammler Diethard Leopold und Anwalt Alfred Noll im Gespräch über neue Wege in der Kunstrestitution 17

AKTUELLES

Spindeleggers Außenpolitik: Rainer Nowak über den neuen, gewöhnungsbedürftigen Kurs des ÖVP-Außenministers 6

Was bringt das interreligiöse Dialogzentrum in Wien? 8

Wiens Kulturstadtrat Mailath-Pokorny will jüdischen Vertriebenen die österreichische Staatsbürgerschaft anbieten 12

Neu am Zeitungsmarkt: das jüdische Magazin Wina 14

Der Nahostkonflikt im Zerrspiegel der Medien: eine Analyse 15

ZEITGESCHICHTE

Der Eichmann-Ankläger Gabriel Bach erinnert sich an den Jahrhundertprozess 23

office@nunu.at

Mit dem Buch „Hitlerjunge Salomon“ wurde Sally Perel berühmt. NU traf ihn bei seinem Wien-Besuch 26

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Zu Besuch im wiedereröffneten Jüdischen Museum Wien 28

REZENSIONEN

Sabine Gruber, Autorin von „Stillbach oder Die Sehnsucht“ im Gespräch mit NU 32

Edmund de Waal, Autor von „Der Hase mit den Bernsteinaugen“ führt durch „sein“ Wien 38

STANDARDS

Mammeloschn 40

Rätsel 41

Alltagsgeschichten 42

Engelberg 43

In eigener Sache 45

Unsere Autoren 46

Dajgezzen & Chochmezen 47

Impressum 48

www.nunu.at

Liebe Leserin, Lieber Leser,

für diese Ausgabe hätten wir gerne doppelt so viele Seiten zur Verfügung gehabt, so interessante und spannende Geschichten standen zur Auswahl. Aber auch so bietet Ihnen dieses NU jene Mischung aus hochpolitischen Geschichten, berührenden Gesprächen mit Zeitzeugen und Begegnungen mit Künstlern, die das NU zu dem machen, was es ist: ein Forum für alle, die an jüdischen Fragen interessiert sind und darüber hinaus.

Die Covergeschichte liefert diesmal Martin Engelberg. Ihm ist es gelungen, zwei außergewöhnliche Gesprächspartner an einen Tisch zu bekommen: Stiftung-Leopold-Erben Diethard Leopold und Restitutionsanwalt Alfred Noll. Offen und ohne Vorbehalte sprechen die beiden über jene Hindernisse, die neuen Wegen in der Kunstrestitution entgegenstehen. Entstanden ist ein Gespräch, über das sicher noch viel gesprochen werden wird.

Den zweiten, großen Schwerpunkt dieses Heftes bildet die österreichische Außenpolitik. Rainer Nowak, im Brotberuf Innenpolitikressortchef der Tageszeitung „Die Presse“, analysiert Michael Spindeleggers durchaus gewöhnungsbedürftigen Akzente. NU-Neo-Autor David Rennert hat sich das von Spindelegger favorisierte „Dialogzentrum für Weltreligionen“ genauer angeschaut – mit sehr kritischem Ergebnis.

Nicht fehlen darf die Kultur im NU. Herbert Voglmayr traf die Romanautorin Sabine Gruber zu einem ausführlichen Gespräch. Cornelia Mayrbäurl begleitete Edmund de Waal beim Besuch des Palais Ephrussi, das einst seiner Familie gehörte. Zwei Begegnungen, die berühren und nachdenklich machen.

Viel Lesevergnügen wünscht

Barbara Tóth
Stellvertretende Chefredakteurin



FOTO ©: HOPL-MEDIA/BERNHARD J. HOLZNER

Kreisky lebt

Die Palästinenser-freundliche Außenpolitik Österreichs ist um ein Kapitel reicher: Mit der lautstarken Stimme für die erfolgte Aufnahme Palästinas in die Unesco hat sich Österreich klar positioniert. Und einen Weg eingeschlagen, der nicht mehr leicht zu verlassen ist.

VON RAINER NOWAK

Was muss ein Journalist schreiben, um die gesammelte ÖVP-Spitze in Aufregung zu versetzen und zu scharfen Reaktionen zu provozieren? Über die Ohnmacht in der einst Großen Koalition philosophieren? Die fehlende thematische Führungsstärke in der ÖVP darlegen und auf miese Umfragewerte hinweisen? Oder die Aufgabe der wirtschaftsliberalen Haltung zugunsten einer linken Arbeitnehmerpolitik,

die eigentlich gleich die SPÖ erledigen könnte, kritisieren? Nein. Viel emotionaler reagieren Michael Spindelegger, Ursula Plassnik, Andreas Khol und Co, wenn man die aktuelle Außenpolitik als das benennt, was sie ist: Palästinenser-freundlich.

Das und zugegebenermaßen noch ein bisschen mehr, habe ich in einem Leitartikel in der „Presse am Sonntag“ zur Unesco-Aufnahme

Palästinas mit der Stimme Österreichs kommentiert. Ursula Plassnik, Ex-Außenministerin und Botschafterin in Paris, nannte es „zynische Verdrehungen und einseitige Verkürzungen“. Stimmt, das steht in der Tradition dieses Landes seit den 1970er-Jahren, begonnen hat damit aber ein Sozialdemokrat, nämlich Bruno Kreisky. Seine eindeutige Parteinahme zugunsten der wirtschaftlich und militärisch unterlegenen

„Dass Österreich aufgrund der Beteiligung Tausender seiner Bürger am Holocaust und der Auslöschung des jüdischen Österreichs so etwas wie eine solidarische Verpflichtung gegenüber Israel hat, ist ÖVP-Politikern keinen Satz wert.“

Palästinensern ist eindeutig und bekannt, 40 Jahre später ist sie offenbar Common Sense in Österreichs Außenpolitik, wie die vergangenen Wochen eindrucksvoll bewiesen.

Dass Österreich aufgrund der Beteiligung Tausender seiner Bürger am Holocaust und der Auslöschung des jüdischen Österreichs so etwas wie eine solidarische Verpflichtung gegenüber Israel hat und diese politisch-diplomatisch lebt wie Deutschland, ist den genannten ÖVP-Politikern keinen Satz wert. Wobei die eigentliche Verantwortung für Österreichs Zustimmung zur politisch brisanten und sensiblen Aufnahme Palästinas in die Unesco laut österreichischen Diplomaten bei Brüssel liege: Da es keine gemeinsame Linie der EU-Staaten gegeben habe, daher die Positionierung Österreich. Hätten alle EU-Staaten für eine Stimmenthaltung votiert, dann hätte sich Österreich daran gehalten, aber so wäre man eben den eigenen Kurs gefahren, erklärte es etwa Ursula Plassnik in einem scharfen Kommentar zu besagtem Leitartikel.

Auch die Präsidentin der Österreichischen Unesco-Kommission, Botschafterin Eva Nowotny, betont im Gespräch mit NU diesen Umstand und hält aber fest, dass die Entscheidung für die symbolische Unterstützung Palästinas auf Regierungsebene und wohl mit Wissen und dem Willen des Bundeskanzlers gefallen sei. Mit der Unesco-Aufnahme Palästinas könne zumindest in dieser Organisation Palästina auf Augenhöhe mit Israel agieren. Zudem gebe es eine lange Zusammenarbeit der weltweit tätigen Kulturorganisation, etwa bei der Lehrer- und Journalistenausbildung.

Nowotny meint auch, dass sich die israelische Seite in der Unesco-De-

batte alles andere als klug verhalten habe. Weder sei ein Politiker in der Causa aufgetreten, noch habe der Delegierte in seiner Rede irgendeine Vision oder eine Idee vertreten, sondern ausschließlich negative Stimmung verbreitete und Kritik an Palästina und seinen Unterstützern geübt, erzählt die Botschafterin. Und: „Was hätte es für ein positiver Schritt und Befreiungsschlag sein können, hätte Israel Palästina anerkannt?“, fragt die Botschafterin. Weil die das umgekehrt auch nicht tun, wäre eine von mehreren Antworten. Aber zurück zur Unesco.

Der Erfolg der Palästinenser und Österreichs klare Positionierung, die laut Außenamt keinesfalls ein Widerspruch mit der Neutralität sei, findet auch den Gefallen des Bundespräsidenten, der diese aktivere Politik im Nahostkonflikt eindeutig begrüßt: Als Palästinenser-Präsident Mahmoud Abbas vor kurzem nach Wien reiste, konnte ihm Fischer das nächste Geschenk verkünden: Die diplomatische Vertretung solle weiter aufgewertet werden – zwar noch keine echte Botschafter, aber mit dem Status einer „mission“ gäbe es de facto einen Botschafter für Österreich. Fischer: „Das verbessert allein noch nicht das Leben der Menschen in Palästina, aber auch symbolische Akte haben ihre Bedeutung.“ Und genau deswegen habe Österreich auch für die Unesco-Aufnahme gestimmt – „aus Gründen des Gewissens und der politischen Prinzipien.“ Abbas kritisierte bei dem Arbeitsbesuch die „sture Politik Israels“. Plassnik hatte übrigens geschrieben, dass sich die Unesco-Aufnahme natürlich nicht gegen Israel gerichtet habe. Stattdessen hielt sie aber fest: „Es wäre ein fatales Signal an die Bewegung des Arabischen Frühlings, wenn Gewaltfreiheit bestraft und die Weigerung zum Gewaltverzicht politisch belohnt wür-

de.“ Soll wohl heißen: Hilfe für Abbas, aber keine für die Hamas? (Und hoffentlich nicht für Israel.)

Dem Vernehmen nach soll Fischer Abbas auch dezent signalisiert haben, dass sich Österreich auch bei einem möglichen Antrag der Palästinenser zur Unido und vor allem der Internationalen Atomenergiebehörde ähnlich verhalten würde. Das sieht man allerdings im Außenministerium nicht so, die Unesco sei kein zwingender Präzedenzfall. Die Frage, wie man sich zum Wunsch Palästinas nach Aufnahme in die Uno stelle, ist ebenfalls noch offen. Wenn der Weg allerdings erst einmal eingeschlagen wurde, fällt das Umkehren schwer. Spindelegger hofft auf eine gemeinsame EU-Linie. Und wenn die nicht kommt? Plassnik: „In dieser Tradition wird sich Österreich weiterhin selbstbewusst und selbstbestimmt mit allem Nachdruck an der Suche nach einem Weg zu einem dauerhaften und gerechten Frieden im Nahen Osten beteiligen.“

Interessanterweise gibt es selbst von Publizisten, die einer Nahostpolitik im Sinne Kreiskys nicht negativ gegenüberstehen würden, kein Lob. So schrieb „Wiener Zeitung“-Chefredakteur Reinhard Göweil zwar von einem Hauch von Kreiskys Politik, hielt aber fest: „In so einer Situation täte der EU ein kleiner, feiner Vermittler aus ihren Reihen ganz gut. Davon, dass Österreich das sein könnte, war beim Wien-Besuch von Palästinenser-Präsident Mahmoud Abbas nichts zu spüren. Angesichts der festgefahrenen Positionen gibt es zwar wenig Chancen auf Bewegung in dem Konflikt. Aber ob die völlige Absenz von der weltpolitischen Bühne mehr bringt, darf gleichfalls bezweifelt werden. Und das betrifft nicht nur den Nahen Osten.“



FOTO ©: HOPF/MEDIA/BERNHARD J. HOLZNER

Ein Dialog ganz nach österreichischem Geschmack

Die Kritik am neu gegründeten Dialogzentrum für Weltreligionen mehrt sich. Im Außenministerium will man dennoch am saudi-arabischen Prestigeprojekt festhalten – nicht nur aus religiösen Gründen.

VON DAVID RENNERT

Am 13. Oktober wurde in Wien von den Außenministern Österreichs, Spaniens und Saudi-Arabiens feierlich der Gründungsvertrag für das von Saudi-Arabien finanzierte „King Abdullah Bin Abdulaziz International Center for Interreligious and Intercultural Dialogue“ unterzeichnet. Dass die Auftaktveranstaltung dieser Initiative zu Sukkot, dem jüdischen Laubhüttenfest, stattfand, schien keinen der Veranstalter zu stören. Auch dass aus diesem Grund kein jüdischer Vertreter anwesend sein konnte, tat den Feierlichkeiten keinen Abbruch.

Auf Nachfrage erklärte ein Sprecher des Außenministeriums, man habe leider zu keinem anderen Termin alle Politiker zusammenbringen können. Was für ein Signal sendet ein Dialogzentrum der Weltreligionen aus, an dessen erstem offiziellen Festakt Angehörige einer Religion – aus religiösen Gründen – nicht teilnehmen können? Hier scheint nicht der religiöse Dialog im Vordergrund zu stehen, sondern Politik.

Der Vertragsunterzeichnung ging einige mediale Aufmerksamkeit voraus. Die Idee für das interreligiöse Zentrum entstand nach einem Treffen Papst Benedikts XVI. mit dem saudischen König Abdullah. Bereits 2007 gab es ein erstes Zusammentreffen zwischen den saudischen Initiatoren und interessierten Partnern in Madrid. Auf saudisches Betreiben hin sollte das Zentrum – bestehend aus drei Repräsentanten des Islam, drei christlichen und je einem jüdischen, buddhistischen und hinduistischen Vertreter – den Status einer internationalen Organisation erhalten. In dieser Institution solle dann ein Dialog über religiöse Fragen geführt werden, um Respekt, Toleranz und Frieden nachhaltig zu fördern. Als Sitz bewarben sich neben Wien angeblich auch London, Madrid und Genf.



FOTO ©: APA

Chaim Eisenberg:
„Als friedensbewegter Mensch begrüße ich die Möglichkeit zu einem multireligiösen Dialog im Prinzip. Wir werden die Entwicklung dieser Institution sehr aufmerksam beobachten.“

Der Zuschlag für Wien erfolgte nach eifrigen Bemühungen des österreichischen ÖVP-Außenministers Michael Spindelegger. Prompt warnte Ahmed al-Tayeb, Groß-

Michael Spindelegger, Außenminister (ÖVP):
„Es handelt sich um ein Zentrum, das zum religiösen Dialog entstehen soll. Und dieses Zentrum wird nicht nur von Saudi-Arabien, sondern auch vom Vatikan und auch von Spanien und Österreich betrieben.“

scheich der Al-Azhar Universität in Kairo – der höchsten theologischen Instanz im sunnitischen Islam – den österreichischen Außenminister davor, dem saudischen Wahhabismus eine Plattform zu bieten. Spindelegger zeigte sich unbeeindruckt. Kritik ließ nicht lange auf sich warten.

Dass ausgerechnet unter der Ägide Saudi-Arabiens, das Religionsfreiheit systematisch einschränkt wie kaum ein anderes Land der Welt, ein Religionsdialog geführt werden soll, verblüfft. Das fundamentalistisch-islamische Land hat den Wahhabismus zur Staatsdoktrin erhoben. Freie Religionsausübung ist verboten, der „Abfall vom Islam“ ist mit der Todesstrafe bedroht und die Gesetzgebung dogmatisch nach der Scharia auslegt – mit allen Konsequenzen, insbesondere für Frauen. Nun geriert ausgerechnet dieses Land sich als Repräsentant des Islam und als Dialogpartner für andere Religionen. Während die saudische Staatsführung also nach innen freie Religionsausübung verbietet, initiiert sie nach außen einen interreligiösen und interkulturellen Dialog.

Sitz des Zentrums in Wien ist das Palais Sturany am Schottenring 21. Der saudische König habe es „aus seiner Privatschatulle“ gekauft, heißt es seitens des Außenministeriums. Wie „Die Presse“ berichtete, wurden 13,4 Millionen Euro an die Bundesimmobiliengesellschaft bezahlt – der Ausschreibungspreis lag bei 8,5 Millionen Euro. Die saudische Botschaft sei für den Kauf von der Umsatzsteuer und der Grunderwerbssteuer befreit worden und müsse auch die jährliche Grundsteuer nicht entrichten. Der quasi-diplomatische Status des Vorstands, der Mitglieder des Beratungsforums und der sonstigen Mitarbeiter ist im Gründungsvertrag unter dem Punkt „Privileges

and Immunities“ dezidiert festgeschrieben.

Während Struktur und organisatorischer Aufbau des „King Abdullah Centers“ im Gründungsvertrag fixiert sind, herrscht noch einige Unklarheit über die personelle Zusammensetzung und die Leitung des Zentrums. Definitiv werden je drei Vertreter des Islam und des Christentums, aber nur jeweils ein jüdischer, buddhistischer und hinduistischer Vertreter im Aufsichtsrat sitzen. Soweit bis jetzt bekannt wurde, soll der Islam durch einen saudischen Imam und den libanesischen Generalsekretär des „Spirituellen islamischen Gipfels“ repräsentiert werden. Die christlichen Vertreter werden vom Vatikan, der anglikanischen sowie der griechisch-orthodoxen Kirche entsandt.

Für das Judentum wird Rabbiner David Rosen, Leiter des American Jewish Committee's Department of Interreligious Affairs, sprechen. Dass er als Jude und Israeli gar nicht nach Saudi-Arabien einreisen darf, bereitet ihm in einem Interview mit dem Standard kein Kopfzerbrechen: „An meinem Beispiel können die Saudis beweisen, dass sie es ernst meinen – schließlich müssen sie mich in Saudi-Arabien angemessen unterbringen.“ Die Kritik, er diene nur als Feigenblatt des saudischen Projektes, kann er zwar nachvollziehen, hält sie aber für kurzsichtig: „Wenn Sie sich weigern, mit jemandem zusammenzuarbeiten, der sich in die richtige Richtung bewegt, auch wenn es dabei problematische Aspekte gibt, dann tun Sie sich selbst keinen Gefallen.“ Die interimistische Leitung des Zentrums durch ein saudisches Regierungsmitglied, Vize-Minister Faisal bin Muammar, sieht Rabbiner Rosen aber kritisch. „Sollte es dabei bleiben, dann wäre das wirklich ein Grund zur Sorge“, sagt er



FOTO ©: APA

**Efgani Dönmez,
Bundratsabgeordnete
der Grünen:
„Dieser fundamenta-
listischsten Strömung inner-
halb des Islam in Österreich
und in weiterer Folge als
Sprungbrett in anderen
europäischen Ländern eine
Bühne zu bieten, ist grob
fahrlässig und gefährlich.“**

dem Standard. In einer parlamentarischen Anfrage an Außenminister Spindelegger teilen die Grünen diese Bedenken und fragen unter anderem, weshalb ein „Vizeminister eines Staates, der andere Religionen als den Wahhabismus im Land verbietet, interimistisch das Zentrum für interreligiösen Dialog“ leitet. Vor diesem Hintergrund ist man auch seitens der Israelitischen Kultusgemeinde abwartend. „Als friedensbewegter Mensch begrüße ich die Möglichkeit zu einem multireligiösen Dialog im Prinzip“, sagt Oberrabbiner Chaim Eisenberg dem NU. „Wir werden die Entwicklung dieser Institution sehr aufmerksam beobachten.“

Amer Albayati, Sprecher der Initiative Liberaler Muslime Österreich (ILMÖ), äußert sich im Gespräch mit NU ebenfalls besorgt: „Der Wahhabismus ist eine Minderheit – eine kleine Minderheit – und kann nicht im Namen aller Muslime in einen solchen Dialog treten. Diese ultrakonservative Sekte versucht, alle Muslime zu vereinnahmen. Seit Jahren versuchen wir, uns von solchen postkolonialen Einflüssen zu befreien, so ein saudisches Zentrum wird diesen Einfluss aber wieder erhöhen.“ Ein Religionsdialog solle wenn, dann in Saudi-Arabien stattfinden, aber nicht in Österreich, meint Albayati. „Der Wahhabismus betrachtet (die meisten) Muslime als ehrwürdig, Juden und Christen aber als Ungläubige. Hindus und Buddhisten sind, da sie nicht monotheistischen Religionen angehören, aus dieser Sicht das Allerletzte. Wären die Saudis wirklich an einem Dialog interessiert, hätten sie zum Beispiel den Bau von Kirchen erlaubt und christlichen Gastarbeitern ermöglicht, ihre Gebete auszuüben – ganz zu schweigen von anderen Religionsangehörigen. Es ist verwunderlich, dass Österreich und Spanien diesen Spagat machen, der ein Dauerbrenner und Imageverlust in der Zukunft sein wird.“ Albayati hält politisches und wirtschaftliches Kalkül für den eigentlichen Grund der österreichischen Unterstützung, denn so unwissend und schlecht informiert sei man im Außenministerium sicher nicht. „Aber dieses Kalkül wird mehr kosten, als der wirtschaftliche und politische Gewinn ist, denn Saudi-Arabien will Einfluss nehmen auf die europäischen Muslime.“

Auch der Bundratsabgeordnete der Grünen, Efgani Dönmez, übt massiv Kritik: „Es ist zu begrüßen, wenn der (interreligiöse) Dialog gesucht wird, jedoch wenn man es

halbwegs ernst meint, dann sollte man den Dialog mit jenen suchen, welche in Österreich wohnen und ihren Lebensmittelpunkt haben. Es gibt keine nennenswerten Zahlen über Einwanderer in Österreich aus Saudi-Arabien. Wir wissen, welche Form des Islam dort vorherrscht und welche religiöse und gesellschaftliche Geisteshaltung gelebt wird. Hier der fundamentalistischsten Strömung innerhalb des Islam in Österreich und in weiterer Folge als Sprungbrett in anderen europäischen Ländern eine Bühne zu bieten, ist grob fahrlässig und gefährlich.“

Zum Argument von Befürwortern des Religionszentrums, die Initiative könnte Reformkräfte in Saudi-Arabien stärken und zu einer Öffnung beitragen, meint Dönmez: „Da bekomme ich feuchte Augen bei so viel Empathie für Reformbewegungen in Saudi-Arabien, dann sollten wir auch Al Kaida aus Afghanistan ein Palais im 1. Bezirk zu günstigen Konditionen anbieten, um sie von den Vorzügen des demokratischen Systems zu überzeugen. Oder den Neonazi Gottfried Küssel, den Holocaustleugner David Irving und andere rechte Spinner ins Jüdische Museum einladen, damit man mit ihnen in Dialog treten kann. Für wie blöd hält man die Bevölkerung?“

Außenminister Spindelegger entgegnet der Kritik, es sei keine „Einrichtung von Saudi-Arabien, sondern es handelt sich um ein Zentrum, das zum religiösen Dialog entstehen soll. Und dieses Zentrum wird nicht nur von Saudi-Arabien, sondern auch vom Vatikan und auch von Spanien und Österreich betrieben.“ Eine Aussage, die nicht nur durch die einseitige Finanzierung durch Saudi-Arabien und der interimistischen Leitung durch einen saudischen Regierungsangehör-



FOTO ©: PRIVAT

Amer Albayati, Sprecher der Initiative Liberaler Muslime Österreich:

„Der Wahhabismus ist eine Minderheit – eine kleine Minderheit – und kann nicht im Namen aller Muslime in einen solchen Dialog treten. Diese ultrakonservative Sekte versucht, alle Muslime zu vereinnahmen.“

rigen konterkariert wird – von der Namensgebung „King Abdulaziz-Center“ einmal abgesehen.

Der grüne Bundesrat Dönmez vergleicht die Chancen auf ein tatsächlich unabhängiges Zentrum mit jenen beim Lotteriespiel. Neben der Hoffnung auf Machtgewinn und bessere Geschäfte gehe es Österreich bei der Unterstützung der saudischen Initiative auch darum, „dass man bewusst derartigen fundamentalistischen Strömungen eine Bühne bietet, um dann wieder die Bestätigung zu erhalten, dass der Islam mit der Moderne und den europäischen Grundwerten nicht vereinbar ist. Bei dem Ver-

such, diese Strömung in Europa und Österreich zu etablieren, werden die Gemäßigten zu Verlierern und die konservativen und radikalen Kräfte auf allen Seiten erhalten Rückenwind – im Namen des interreligiösen Dialogs.“

Dass eine Sprecherin des Außenministeriums vor versammelten Journalisten auf die vielen Fragen bezüglich der Menschenrechtssituation in Saudi-Arabien sichtlich gereizt antwortet, „die Kritik an der Menschenrechtssituation in Saudi-Arabien hat hier nichts verloren! Hier geht's um ein interreligiöses Zentrum, hier geht's um Dialog“, lässt erahnen, wie man sich im österreichischen Außenministerium einen Religionsdialog vorstellt. Als ihr ein Kollege zu Hilfe eilt und anmerkt, Religionsfreiheit sei keine Frage, die Religionen diskutieren sollen, sondern Staaten, und damit stehe sie auch nicht im Vordergrund des Dialogzentrums, denkt er nur konsequent weiter.

Wie sollen aber die erklärten Ziele dieser Institution erreicht werden, wie kann ein – zweifellos wichtiger – Dialog der Religionen geführt werden, wenn Menschenrechtsfragen darin keinen Platz haben? Noch dazu, wenn jener Dialogpartner, der das gesamte Projekt finanziert und nach dem die Initiative sogar benannt ist, notorisch und systematisch Menschenrechte verletzt? Und ist es nicht ein falscher Schritt, mit einer fundamentalistischen Strömung des Islam Dialog zu führen, die im Namen aller Muslime auftritt? Die Vorgangsweise der ÖVP und des österreichischen Außenministeriums, von Toleranz, Integration, Verständigung und Chancen auf Reformen zu sprechen, aber die für Saudi-Arabien unangenehmen Aspekte aus der Diskussion herauszuhalten, ist für einen echten Dialog jedenfalls fatal.

„Es wäre dumm, diese Menschen nicht einzuladen“

Wiens Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny über Österreichs Umgang mit der Vergangenheit und seine Idee, Nachkommen vertriebener Österreicher die österreichische Staatsbürgerschaft anzubieten.

VON MARTIN ENGELBERG

Vor einigen Wochen absolvierte Andreas Mailath-Pokorny, Wiener Stadtrat für Kultur und Wissenschaft, einen Arbeitsbesuch in Israel. Dabei hielt er auch eine vielbeachtete Rede vor der Hebräischen Universität in Israel zur Vergangenheit Österreichs: „Wir, eine neue Generation, wir wissen, wer die Opfer waren und wer die Täter. Nach 1945 wurde in Österreich häufig verdrängt und vergessen, unter den Teppich gekehrt. 530.000 registrierte Nazis wurden nach 1945 wieder in die gesellschaftliche Mitte zurückgeholt. Wenige Jahre nach Gründung der Zweiten Republik musste sich kein ‚Ehemaliger‘ mehr schämen, überzeugter Nazi gewesen zu sein, oder ein Geschäft, eine Wohnung, eine Bank, geraubt zu haben“. Schließlich stellte sich Mailath-Pokorny vor, wie heute Wien wäre, wenn die Jüdinnen und Juden nicht ermordet oder vertrieben worden wären: „Die Stadt wäre eine andere, die Stadt wäre eine reichere, eine weltoffener, eine kreativere“.

Dazu Mailath-Pokorny im Interview mit NU: „Ja, diese Rede, dieser Moment war sehr bewegend für mich, fast wie ein Auftrag. Ich war das letzte Mal vor fast 20 Jahren dort, genau an dieser Stelle, an der Seite des damaligen Bundeskanzlers Vranitzky. Ich habe von daher auch eine persönliche Betroffenheit, weil ich ja damals mitgeschrieben habe an dieser mitt-



FOTO ©: JACQUELINE GODANY

lerweile berühmten Rede und auch damals miterlebt habe, wie unsicher wir auch darüber waren, wie die Aufnahme in Österreich sein würde. Man hätte durchaus auch damit rechnen können, dass das auf heftige Kritik stößt. Es war das Gegenteil der Fall, es war eher ein Aufatmen, das einerseits durch Österreich, aber auch international gegangen ist. Es hat auch das Verhältnis eines modernen, neuen Österreichs mit einem modernen Israel auf neue Beine gestellt.“

Der Wiener Kulturstadtrat bezeichnete es dann in seiner Rede auch als Selbstverständlichkeit, dass Nachkommen vertriebener Österreicher, wenn diese österreichische Staatsbürger werden wollen, dies ihnen

dann ohne Schwierigkeiten ermöglicht werden sollte. Dazu sagt er im Interview: „Ich halte es einerseits für menschlich selbstverständlich, dass man dieses Angebot für alle Nachkommen macht. Ich halte es aber auch aus sehr pragmatischen Gründen für dumm, diese Menschen nicht einzuladen – das sind ja zu einem guten Teil auch sehr interessante, sehr engagierte Menschen, Wissenschaftler, die auch sehr erfolgreich in ihren Berufen sind, die für dieses Land einiges machen könnten und wollten. Das ist mir ein Anliegen und ich gebe mich jetzt einmal auf Recherche und versuche auch mit dem Innenministerium, der Bundesregierung Kontakt aufzunehmen und

„Es wäre dumm, diese Menschen nicht einzuladen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man da nicht mit einigem guten Willen sehr rasch eine positive Lösung dafür finden kann. Das kann ja alles nicht mehr als eine symbolische Geste sein, aber die halte ich jedenfalls für ganz wichtig.“

nachzufragen, warum das so ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man da nicht mit einigem guten Willen sehr rasch eine positive Lösung dafür finden kann. Das kann ja alles nicht mehr als eine symbolische Geste sein, aber die halte ich jedenfalls für ganz wichtig.“

NU: Das wäre auch für die jüdische Gemeinde wichtig, weil letztlich eine gewisse Zuwanderung gut täte und das bringt mich zur zweiten Frage: Es gibt in Wien eine Population an jüdischen Menschen, wie etwa Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion oder die Absolventen der Lauder Business School, die hier studiert haben und einen Abschluss haben, eigentlich ein tolles Potenzial sind und gerne in Wien bleiben wollen. Was kann man für die tun?

Mailath-Pokorny: Das eröffnet eine zusätzliche Dimension. Natürlich wäre das Angebot an alle, die hier sesshaft sind, studiert haben, tätig sind, ein großzügiges. Der Ansatzpunkt, dass Menschen von ihren Eltern her ein Anrecht auf die Staatsbürgerschaft haben, ist ein pragmatisch durchsetzbarer und als Politiker ist man Pragmatiker von Haus aus und daher ist das jedenfalls ein erster Schritt. Aber wir sollten uns da unbedingt auch interessiert zeigen, auch aufzumachen und zu sagen: Das ist eigentlich wunderbar, dass ihr hier studiert. Weil ja Wien diese Tradition hat, einerseits was die jüdische Kultur anlangt, aber natürlich auch diese Brückenfunktion zwischen Ost und West, dass man sich da auch stärkere Verbindungen überlegt. Das ist auch eine kulturelle Aufgabe. Es wäre auch interessant, da mehr voneinander zu wissen. Da gäbe es verschiedene Instrumente oder Möglichkeiten. Unter Umständen auch über Einrichtungen wie das Jüdische Museum, das sich ja zunehmend nicht nur als einen reinen Ausstellungsort versteht, sondern auch als einen Ort, wo man miteinander

ins Gespräch kommt, sich kennenlernen kann.

Die Beziehungen zwischen der Stadt Wien und der jüdischen Gemeinde sind einerseits ausgezeichnet, andererseits passieren immer wieder Sachen, die heftig aufstoßen. Da war vor einem Jahr die einseitige Verurteilung Israels durch den Gemeinderat beim Zwischenfall mit dem Schiff Mavi Marmara und jetzt vor kurzem die Zustimmung Österreichs zur Aufnahme Palästinas in die Unesco.

Was den damaligen Gemeinderatsbeschluss betrifft, habe ich nie einen Hehl daraus gemacht, dass ich darüber nicht glücklich war. Ich glaube, dass so etwas viel besser vorbereitet, dass das ausführlicher diskutiert gehört, dass man sich die verschiedenen Seiten anhören muss, das ist damals in einer relativen Zeitnähe, um nicht zu sagen überhastet, beschlossen worden. Ich glaube, dass Außenpolitik insgesamt und speziell die Beurteilung der Situation im Mittleren Osten ein hohes Maß an Professionalität und Sachkenntnis erfordert. Was ich aus meiner Sicht nur sagen kann, ist, dass es ungeachtet dessen jedenfalls eine große Verantwortung insbesondere der Stadt Wien beson-



FOTO ©: APA

Vranitzky mit Teddy Kollek in Israel 1993: „Dieser Moment war sehr bewegend für mich, fast wie ein Auftrag. Ich habe damals mitgeschrieben an dieser mittlerweile berühmten Rede“, erinnert sich Mailath-Pokorny.

ders gegenüber den Städten Jerusalem und Tel Aviv gibt und das sollten wir, was immer wir tun, auch wissen.

Das klingt fast schon wie die Stellungnahmen der deutschen Bundeskanzlerin Merkel zur besonderen Verantwortung Deutschlands gegenüber Israel.

Jedenfalls teile ich komplett und uneingeschränkt diese Position: Es gibt eine erhöhte Verantwortung auch Österreichs gegenüber Israel und daher wäre es gut, sich sehr, sehr verantwortungsvoll und gut zu überlegen, welche Schritte man setzt und was man sagt. Das kann und darf nicht heißen, dass man nicht auch ein kritisches Wort äußert. Aber wie es nun einmal ist: Wahrscheinlich ist es gescheiter, man äußert das unter Freunden, sollte man eine Anmerkung haben oder gefragt werden und insofern bin ich dafür, sich eher zurückzuhalten, aus der Verantwortung und der Geschichte, die Österreich mit Israel verbindet. Heißt aber wie gesagt nicht, dass man sich nicht auch mit der palästinensischen Seite zusammensetzen kann, zuhören kann und auch unterstützen kann. Das, was ich tun kann, was künstlerischen Austausch betrifft, mache ich, ich habe wie gesagt dort großartige Künstler getroffen. Gestern war gleich, als Folge meines Besuches, der großartige israelische Künstler Idan Raichel da, der dieses Weltmusikprojekt aus Jerusalem startet und vielleicht gelingt es uns da auch mit den Wiener Festwochen oder jedenfalls hier in Wien, eine Kooperation zu etablieren. Da sind wir gut beraten, uns auf diesem Gebiet nützlich zu machen und das können wir wahrscheinlich auch gut. Idan Raichel arbeitet mit über 90 Künstler und Künstlerinnen aus der ganzen Welt. Er sieht darin ein Stück zur Völkerverständigung und Wien als ausgezeichneten Ort, um diesen Traum von hier aus in andere europäische Metropolen zu tragen.

Buntes jüdisches Stadtleben

Die „alte Gemeinde“ gibt es nicht mehr, stattdessen gibt die IKG nun den „Insider“ und „Wina“, ein neues jüdisches Lifestyle-Magazin, heraus. NU sprach mit Julia Kaldori, der Chefredakteurin von Wina.

VON RAINER NOWAK

Julia Kaldori ist gerade im typischen Stress vor Redaktionsschluss. Es wird die dritte Ausgabe von Wina, des neuen jüdischen Monatsmagazins, Kaldori redigiert noch die letzten Text wie einen Artikel über das Jüdische Museum in Tel Aviv und einen Text über eine israelische Schmuckdesignerin in Wien. Die traditionelle „Gemeinde“, das offizielle Mitteilungsblatt der IKG, gibt es in dieser Form nicht mehr, stattdessen gibt es nun – als direkten Nachfolger – den „Insider“, so der neue Name, und eben als zusätzliche Publikation: Wina.

Die Redaktion ist in den Räumlichkeiten der Gemeinde untergebracht, auch die Anschubfinanzierung für die Gründung des Titels sowie die ersten Ausgaben kommen aus dem Budget. Mittelfristig soll das Magazin aber auf eigenen Beinen stehen und langfristig durch eine ambitionierte Expansion in den gesamten deutschsprachigen Raum Gewinne und steigende Auflagen verbuchen, sagt und hofft IKG-Chef Ariel Muzicant.

Der Job der Chefredakteurin war in eine der letzten Ausgabe der Gemeinde ausgeschrieben gewesen, die 38-Jährige Kaldori arbeitete zu dieser Zeit gerade bei der Edition Atelier, dem kleinen Buchverlag der „Wiener Zeitung“, davor war sie beim Mandelbaum Verlag an Bord gewesen. Sie bewarb sich mit einem eigenen Konzept für ein neues jüdisches Magazin und wurde schlussendlich für den Job genommen. Ihre Überlegungen flossen in „Wina – das jüdische Stadtmagazin“ ein. (Auf Hebräisch heißt Wien



Wina.) Unterteilt ist das Magazin, das dank großzügig eingesetzter Fotos, jung und lifestyleig daherkommt, in die Ressorts Politik, Stadtleben und Kultur.

Die erste Ausgabe coverte die aufständische Jugend Israels und ihren Protest, am Coverbild war eine junge Frau mit kleinem Tattoo und Tanktop, sie unterhält sich mit einem Moped-Fahrer und kaut auf den Bügeln ihrer Sonnenbrille. Dabei streckt sie ein wenig die Zunge heraus und könnte den einen oder anderen orthodoxen beziehungsweise konservativen Leser möglicherweise erschreckt bis schockiert haben. „Ich hatte mit mehr Aufregung gerechnet, eine einzige Leserin hat sich beschwert, dass das Foto sexistisch gewesen sei.“ Ansonsten ist es ruhig geblieben, die Ausrichtung auf ein jüngeres, Lifestyle-affines Publikum sei Programm,

sagt Kaldori im Gespräch mit NU. „Natürlich sprechen wir damit nicht die Orthodoxen an“, räumt sie ein. Generell sieht sie Wina auch als Zeichen eines jüdischen Aufbruchs in Wien und anderen deutschsprachigen Städten. Die Konzentration auf Themen aus dem Stadtleben hält sie für logisch, weil genau das für die jungen Mitglieder der Gemeinde interessant sei. Es gäbe viele Themen, die von den klassischen Zeitungen noch nicht aufbereitet worden seien, und Geschichten, die noch nicht geschrieben wurden. Dass es natürlich auch Artikel über Holocaust-Opfer und –Themen geben wird, steht für Kaldori fest: „Da kommt es auf den Zugang an. Wenn es um interessante Schicksale oder etwa Mahnmale, die auch den öffentlichen Raum prägen, geht, werden wir natürlich darüber berichten“, sagt die Chefredakteurin.

Ob es auch IKG-Politik und etwa kritische Berichte über die Politik Ariel Muzicants beziehungsweise seines Nachfolgers in Wina geben werden? „IKG-Politik findet in Wina nicht statt, dafür gibt es den offiziellen Insider der Gemeinde. Was sollte das in Wina?“, fragt Kaldori. In der kommenden Ausgabe sei nur ein Bericht über die Pressekonferenz von Ariel Muzicant über die Kellernazis in der FPÖ anhand des Beispiels Herbert Kickls, der im Nationalrat kryptisch über Flüchtlinge von „damals“ gesprochen hatte, die es sich leicht gemacht hätten. „Aber das ist auch für die Leserschaft außerhalb der IKG interessant.“

„Israel droht mit Selbstverteidigung“

Die Berichterstattung über den Nahostkonflikt ist selten fair und ausgewogen. Wie Israel zum Image kommt, eine „Gefahr für den Weltfrieden“ zu sein.

VON FLORIAN MARKL

Als Mahmud Abbas im Namen der Palästinensischen Autonomiebehörde vor wenigen Wochen beim UN-Sicherheitsrat um die Anerkennung Palästinas als Vollmitglied der Vereinten Nationen ansuchte, stand der Nahostkonflikt wieder einmal im Zentrum des medialen Interesses. Nicht zum ersten Mal konnte man anhand der Berichterstattung den Eindruck gewinnen, als handle es sich bei dieser Auseinandersetzung um das dringendste Problem dieser Welt. Diese wiederholt auftretende Fokusverengung bleibt nicht ohne Folgen.

Im November 2003 veröffentlichte die Europäische Kommission eine in 15 EU-Mitgliedsstaaten durchgeführte Umfrage, die für einiges Aufsehen sorgte: Im europaweiten Durchschnitt gaben 59 Prozent der Befragten an, Israel stelle in ihren Augen eine Gefahr für den Weltfrieden dar. In Österreich schlossen sich gar 69 Prozent dieser Aussage an, der zweithöchste Wert aller in die Umfrage aufgenommenen Länder, übertroffen nur noch von den Niederlanden mit 74 Prozent. Lediglich in Italien fand die Behauptung, Israel stelle eine Gefahr für den Weltfrieden dar, mit „nur“ 48 Prozent Zustimmung keine Mehrheit. Die Resultate waren insofern noch dramatischer, als in den Augen der Europäer Israel tatsächlich die größte Bedrohung des Weltfriedens darstellte – noch vor dem Iran, Nordkorea sowie den USA mit jeweils 53 Prozent der Nennungen.

Wie konnte es dazu kommen, dass ein Land von gerade einmal der Größe Niederösterreichs, das aktuell knapp acht Millionen Einwoh-

ner zählt, von einer Mehrheit der Europäer als größte Bedrohung des Weltfriedens erachtet wurde? Menschen urteilen auf Basis der Informationen, die sie aus Medien beziehen. Betrachtet man deren Berichterstattung über außenpolitische Themen, so fällt einerseits auf, dass dabei unverhältnismäßig viel Gewicht auf den israelisch-palästinensischen Konflikt gelegt wird, und andererseits, dass diese Berichterstattung nur selten als fair und ausgewogen bezeichnet werden kann.

Ein typisches Beispiel: Als Anfang Juni 2009 palästinensische Terroristen einen israelischen Grenzposten mit Schusswaffen und Granaten attackierten, versah der Standard seinen Bericht nicht etwa mit der Überschrift: „Israelische Armee verhindert Terrorangriff“, sondern titelte: „Fünf Palästinenser von israelischen Soldaten getötet“. Die Logik dieser Art von Berichterstattung brachte einmal Focus online unübertreffbar mit der Überschrift zum Ausdruck: „Israel droht mit Selbstverteidigung“. Was auch immer real vorgehen mag, sobald Israel agiert, folgt darauf der Vorwurf der Unverhältnismäßigkeit und werden Schauergeschichten verbreitet, als handle es sich um unumstößliche Wahrheiten.

Als Israel etwa im April 2002 nach einer Serie verheerender Selbstmordattentate gegen die terroristische Infrastruktur im Westjordanland vorging, kam es in Jenin zu mehrtägigen Kämpfen. Binnen kürzester Zeit überschlugen sich die Berichte über das angebliche „Massaker von Jenin“, bei dem hunderte, wenn nicht gar

tausende palästinensische Zivilisten von der israelischen Armee getötet worden seien. Für den britischen Guardian war Israels Vorgehen genauso abstoßend wie die Terrorangriffe vom 11. September 2001. In der Londoner Times berichtete ein Korrespondent, er habe als Kriegsberichterstatter in Bosnien, Sierra Leone und dem Kosovo noch selten ein so absichtliches Zerstörungswerk und eine derartige Missachtung menschlichen Lebens gesehen. Von einem Massaker und der Vertuschung von Völkermord wusste gar eine andere Zeitung zu berichten. Tatsächlich kamen in den Kämpfen in Jenin 23 israelische Soldaten und 52 Palästinenser ums Leben, die Mehrzahl davon Kämpfer verschiedener Terrororganisationen. Das Massaker, von dem die Medien bereitwillig berichteten, hatte nie stattgefunden. Der Völkermord war eine reine Erfindung. Als schließlich eine Untersuchungskommission der Vereinten Nationen zum Schluss kam, in Jenin habe kein Massaker stattgefunden, waren all die falschen Berichte bereits gesendet, all die grotesken Verzerrungen bereits gedruckt. Kaum ein Medium sah sich verpflichtet, wenigstens im Nachhinein die haarsträubenden Fehler der Berichterstattung richtigzustellen.

Wenn eine derart verantwortungslose Art des Berichtens über den Nahostkonflikt die Regel darstellt, kann man sich dann darüber wundern, dass in der öffentlichen Wahrnehmung Israel in einem so schlechten Licht und von der Mehrheit der Europäer als größte Bedrohung des Weltfriedens gesehen wird?



VERKLÄRTE NACHT

mit Mercedes Echerer und Erik Jan Rippmann

Regie: Joshua Sobol



Die Protagonisten in „Verklärte Nacht“ leben ein Leben, gestresst durch ihre Berufe und der virtuellen Realität ihres Alltags. Sie wissen nicht mehr, wie man zwischenmenschliche Beziehungen führt. Computerexperten behaupten, dass es einen Moment geben wird, wo Computer klüger sein werden als Menschen und damit würde eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit beginnen. Wie wird sich ein Leben unter vollkommen neuen technologischen Voraussetzungen anfühlen und wie wird sich diese noch unvorstellbare Wirklichkeit auf zwischenmenschliche Beziehungen auswirken?

Der Mann und die Frau in unserem Stück, die sich mit dieser Realität konfrontiert sehen, rebellieren dagegen und wollen sich nicht kampflos diesem Schicksal fügen.

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse
Walfischgasse 4
1010 Wien

PREMIERE 17. JÄNNER 2012

22., 28. Jänner

2., 7., 12., 17., 22., 25. Februar

2., 10., 14., 18., 20., 25., 29. März

4., 12. April

Beginn jeweils 20.00 Uhr



Ein Weg aus der Versteinerung

Die Sammlung Leopold will in Sachen Kunstrestitution neue Wege gehen. NU sprach mit Diethard Leopold und dem Anwalt Alfred Noll über die Schwierigkeiten, individuelle Lösungen zu finden und die ihrer Meinung nach größten Verhinderer am Weg dorthin: die Republik und die Kultusgemeinde.

VON MARTIN ENGELBERG (INTERVIEW) UND STEPHANIE DEL MONTE (FOTOS)

Seit dem Ableben von Rudolf Leopold und dem Eintreten seines Sohnes Diethard in den Vorstand der gleichnamigen Stiftung ist einige Bewegung in die Diskussionen um die Provenienz der Sammlung Leopold gekommen. Seit Jahren werden heftige Diskussionen und Rechtsstreitigkeiten um arisierte Kunstwerke in der Sammlung geführt, die 1998 mit der Beschlagnahme zweier Egon-

Schiele-Gemälde in New York einen ersten Höhepunkt erreicht hatten. Kurz nach dem Ableben von Rudolf Leopold im Jahr 2010, kam es in dieser Sache zu einem Vergleich, weiters wurden vom Museum unabhängige Provenienzforscher eingesetzt und die Verhandlungen mit den Nachkommen der Opfer intensiviert. In dieser Sache spielt auch die Kultusgemeinde insofern eine Rolle, als

sie selber Provenienzforschung, Erbensuche betreibt und Einzelpersonen auch gegenüber dem Leopold-Museum vertritt. Die Fronten zwischen der Kultusgemeinde und der Leopold-Stiftung blieben jedoch bis zuletzt verhärtet. Vor kurzem trat die Kultusgemeinde darüber hinaus in einen Rechtsstreit mit dem Anwalt Dr. Alfred Noll, der ebenfalls Personen in Restitutionsverfahren vertritt.

Das folgende Gespräch sollte eine Klärung der Problematik und der derzeitigen Situation herbeiführen:

Engelberg: Darf ich eine ganz einfache Frage stellen: Warum gibt man nicht einfach Bilder zurück, wenn es einen begründeten Verdacht oder sogar schlüssige Beweise gibt, dass diese Bilder den damaligen jüdischen Eigentümern geraubt bzw. abgepresst wurden oder zu offensichtlich niedrigeren Werten erworben wurden und so weiter. Was spricht dagegen zu sagen: Ok, wir geben dieses Bild einfach zurück?

Noll: Ich glaube, man sollte zwei Dinge unterscheiden. Das eine ist diese allgemeine Situation: Was hat die Republik Österreich seit 1945 gemacht? Und zweitens – ich sag es jetzt absichtlich so nebulös – was ist vor 1945 passiert. Ich sage: Die Republik hat insgesamt zu wenig gemacht. Sie hat es wenig ambitioniert gemacht, sei es aus Unwillen, aus Unfähigkeit oder aus Unkenntnis. Und es sollte sich keiner darüber hinweglügen, dass es unmöglich ist, etwas nachzu-

holen, was schon 60 Jahre vorher hätte passieren sollen.

Engelberg: Was sind die Gründe dafür, dass es so schwierig ist?

Noll: Opfer und Täter haben nicht mehr die Chance, sich so auseinanderzusetzen, dass sie eben durch den Vorgang der Bewältigung der Vergangenheit wieder zu einem geordneten sozialen Leben, zu einem Miteinander finden. Wir haben Repräsentanten, wir haben Nachfolger, wir haben Stellvertreter, wir haben Fürsprecher, wir haben Ablehner aus ideologischen, aus politischen Gründen. Weder haben wir jene, die dafür haften können und müssen, was sie getan haben, noch kommt es den Opfern persönlich zugute. Es ist wirklich schwierig. Zweitens: Die Kunstrestitution ist ja nur deshalb so besonders prominent, weil sich im Hinblick auf Originale im Regelfall die Provenienz, also der Werdegang, die Geschichte dieses Objektes nachvollziehen lässt. Aber denken Sie nur an all die Werte, die Juden nach 1938 zurücklassen mussten, die ihnen geraubt wurden. Als Entschädi-

gung für den Hausrat haben sie jetzt pauschal 7.000 Dollar erhalten. Wir alle wissen, was da möglicherweise dort gestanden ist und dass das halt ein symbolischer Betrag ist, der aber in keiner realen Beziehung steht zu dem, was an Werten verloren wurde. Diejenigen, die Kunst zurückgeben, denken sich, wieso ich, andere haben auch nichts zurückgegeben. Ich muss nur durch diese Stadt gehen und ich sehe, was alles geraubt worden ist. Da gibt auch keiner etwas zurück.

Der dritte Faktor ist: Die Republik Österreich hat es in den letzten 60 Jahren nicht geschafft, ein freimütiges, ambitioniertes Bekenntnis gegenüber den Juden abzugeben. Alles, was gemacht wurde, wie bemüht es auch gewesen sein mag oder auch halberzig, dies geschah immer mit dem Vorbehalt, machen wir es doch möglichst unauffällig, damit uns niemand draufkommt, weil wer weiß, ob sie uns dann noch wählen. Diese Freimütigkeit im Bekenntnis dessen, was wir hier als Gesellschaft oder Staat an Verantwortung zu tragen haben, die hat sich in Österreich nicht entwickelt. Das ist ein wesentlicher Hemmschuh,

DIETHARD LEOPOLD

Sohn des Gründers der gleichnamigen Stiftung, Rudolf Leopold, ist Psychologe und Psychotherapeut und, seit dem Ableben seines Vaters im Jahr 2010, Mitglied des Stiftungsvorstandes. Er führt sehr intensiv Gespräche und Verhandlungen zur Lösung von Restitutionsansprüchen gegenüber der Leopold-Sammlung.

ALFRED J. NOLL

ist Rechtsanwalt und Hochschullehrer und vertritt Personen mit deren Restitutionsansprüchen auch gegenüber der Stiftung Leopold.

MARTIN ENGELBERG

Psychoanalytiker und Consultant, ist Mitherausgeber und Kolumnist von NU.



der sich durch alle Facetten der Kunstrestitution durchzieht und in Wirklichkeit so etwas wie eine Lähmung, eine Hemmung, bewirkt, die das Ganze so schwierig erscheinen lässt.

Leopold-Stiftung: Gutgläubiger Erwerber?

Engelberg: Inwiefern betrifft das die Familie Leopold?

Noll: Das kann ich Ihnen ganz genau sagen: Die Familie Leopold oder die Stiftung Leopold hat das Recht für sich, im Hinblick auf das ABGB (Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch, Anm. d. Red.), das seit 1811 sagt, es gibt eben einen gutgläubigen Erwerber auch vom Nicht-Eigentümer und das ist geltende Rechtslage – § 367 ABGB. Wenn man ein Recht wahrnimmt oder wenn man sich auf ein Recht stützt, muss man das nicht groß moralisch unterfüttern. Wenn ich rechts auf der Straße fahre, dann muss ich das nicht moralisch begründen. Und nur weil jemand anderer sagt, mir wäre der Linksverkehr, so wie es ihn bis 1938 gab, lieber, werde ich mich nicht davon abbringen lassen, rechts zu fahren, aus vielerlei Gründen.

Aus moralischen Gründen aber ist es überhaupt keine Frage, dass die Stiftung Leopold alles zurückgeben muss. Und zwar sofort. Vorbehaltlos. Diese moralische Haltung entspricht aber nicht unserer Rechtslage. Und ich werde niemanden persönlich zum Vorwurf machen, wenn er sich aufs Recht stützt. Ich kann das Recht kritisieren, ich kann die Politik kritisieren, ich kann mich auch persönlich unbefriedigt zeigen, aber ich komm nicht drüber weg, dass eine juristische Person, wie die Leopold-Stiftung, bei der größten Menge der Bilder, die sie hat, berechtigter Eigentümer ist.

Engelberg: Mit einer Einschränkung, würde ich jetzt einmal meinen. Es



Noll: Aus moralischen Gründen aber ist es überhaupt keine Frage, dass die Stiftung Leopold alles zurückgeben muss. Und zwar sofort. Vorbehaltlos. Diese moralische Haltung entspricht aber nicht unserer Rechtslage.

Engelberg: Für mich kam das Agieren Ihres Vaters, Ihrer Eltern, vor allem rüber als ganz widerständig, nicht verstehend, was das Thema Kunstraub und Restitution für uns Juden emotional bedeutet.

Leopold: Was meinem Vater hauptsächlich abging, war, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen. Und vor allem, wenn er angegriffen wurde, hatte er nicht diesen inneren Raum, anders zu reagieren, als zur Gegenwehr zu schreiten.

gibt das Kunstrückgabegesetz und wenn dieses im Falle der Leopold-Stiftung zur Anwendung käme, müsste diese sehr wohl Bilder zurückgeben.

Leopold: De jure sind wir nicht verpflichtet, etwas zurückzugeben. De facto ist die Leopold-Museum-Stiftung in einer Art Zwischenposition zwischen einem staatlichen Museum und einem Privatumuseum. Und daher habe ich schon die Haltung vertreten, dass man hier etwas tun müsste und habe das vom ersten Tag meiner Tätigkeit an auch zu erkennen gegeben, dass hier die Privatstiftung wesentlich über das, was sie rechtlich tun müsste, hinausgehen soll. Aber ich behaupte, es gibt auch einen moralischen Anspruch auf Seiten der Stiftung. Also nicht nur einen rechtlichen, sondern

auch einen moralischen. Mein Vater hat erst in den Fünfzigerjahren zu sammeln begonnen und die Stiftung wurde überhaupt erst 1994 gegründet. Und es ist ja hauptsächlich ihm zu verdanken, dass diese Dinge heute so geschätzt werden und so fulminante Preise erreichen.

Engelberg: Aber Schiele wurde schon in den 20er- und 30er-Jahren gesammelt und 1947 bei der Biennale in Venedig ausgestellt. War also offensichtlich schon vorher wertvoll.

Leopold: Ja, das stimmt, ja. Ich will nicht sagen, dass er ein Unbekannter war. Aber nach dem Krieg waren die Preise für Schiele im Keller. Und es hat sich nur ein ganz kleiner Kreis als Abnehmer gefunden. Rudolf Leopold selbst hat dann natürlich sehr viel mehr als andere dazu beigetragen, dass die Bilder heute so viel wert sind. Wenn wir ein anderes Beispiel durchspielen: Ein Schuhgeschäft wird „arisiert“, in den Fünfzigerjahren gutgläubig weiterverkauft und heute ist es ein mittelständischer Betrieb, dann ist der mittelständische Betrieb nicht dasselbe wie das „arisierte“ Schuhgeschäft. Niemand würde es als gerecht empfinden, den ganzen Betrieb zurückzugeben, in dem die Lebenszeit von Menschen steckt, die sich das nach dem Krieg erarbeitet haben. Was die Ankäufe in den Fünfzigerjahren betrifft: Mein Vater hat sich nicht anders verhalten, als die meisten Wiener dieser Zeit. Die Restitution war mit 1955 leider allzu eng begrenzt. Und dann hat man gekauft oder getauscht im Bewusstsein einer neuen Situation.

Eine moralische, hochmoralische Frage

Noll: Letztlich ist da die Frage: Fühlt sich jemand, der etwas hat, von dem man weiß, dass es gestohlen wurde,

verpflichtet oder dazu verhalten, das wieder zurückzugeben. Auch wenn es ihm selber etwas kostet oder ihn selber benachteiligt. Das ist eine moralische, eine hochmoralische Frage. Die einzig mögliche Antwort für mich ist klar: Wenn ich etwas habe, von dem ich weiß, dass es meinem Nachbarn gestohlen wurde, dann gebe ich es ihm zurück. Deshalb bin ich der Meinung, die einzig saubere moralische Haltung dazu ist, zurückzugeben, was irgendwie da ist. Und die Nachteile, die müssten sozialisiert und gesellschaftlich aufgefangen werden. Der Zugang hätte sein müssen, seit 1945 bis heute, dass die Nachteile, die dadurch entstehen, dass man guten Glaubens, auch mit Einsatz eigenen Geldes etwas erworben hat, das man jetzt zurückgeben muss, oder wofür man jetzt Entschädigung zahlen muss, von der Allgemeinheit getragen wird.

Engelberg: Jetzt muss ich Ihnen, Herr Dr. Leopold, einen Eindruck von mir wiedergeben: Für mich kam das Agieren Ihres Vaters, Ihrer Eltern, vor allem rüber als ganz widerständig, nicht verstehend, was das Thema Kunstraub und Restitution für uns Juden emotional bedeutet. Im Unterschied dazu gab es für mich Signale, dass Sie einen anderen Zugang dazu haben. Aber auf Nachfragen, ob sich das jetzt irgendwie auch materialisiert hat, gibt es eigentlich noch nicht viel zu berichten.

Leopold: Was meinem Vater hauptsächlich abging, war, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen. Und vor allem, wenn er angegriffen wurde, hatte er nicht diesen inneren Raum, anders zu reagieren, als zur Gegenwehr zu schreiten. Das ist halt so ein Pioniercharakter, das findet man auch woanders. Aber das war in dem Fall atmosphärisch natürlich ungünstig. Darüber habe ich auch mit ihm öfters diskutiert. Was jetzt das Materialisieren betrifft, haben wir in



Leopold: Wir haben als Grundlage die Washingtoner Deklaration, wo es heißt, dass wir „just and fair solutions“ finden müssen. Und ich möchte dem noch hinzufügen: „quick solutions“ und menschlich vertretbare Lösungen.

Engelberg: Also ich hatte ja immer das Gefühl, dass letztlich jede Einigung über eine Zahlung halt immer den Geruch hat – gibt das wirklich den wahren Wert wieder?

Noll: Das passiert jeden Tag, hundertfach vor Gericht, dass man sich vergleicht, und ich würde nicht alle Vergleichsbeteiligten von vornherein denunzieren, dass sie jetzt ein schlechtes Geschäft machen.

einigen Fällen in der Zwischenzeit bereits Zahlungen geleistet und ich erwarte mir eigentlich eine Lösung über den Rest der ausstehenden Fälle recht bald. Wenn ich mich nicht täusche, dann hätte sich das, was wir derzeit zu tun haben, materialisiert und wir haben jetzt auch einen Vorgang aufgrund der Erfahrungen, wenn also neue Fälle auftauchen, dass wir das so und so tun werden. Und ich hoffe doch, dass im Laufe meiner fünfjährigen Tätigkeit im Vorstand, dass das Leopold-Museum das erledigt.

Engelberg: Ganz aktuell gibt es ein Bild und fünf Blätter, die sich in der Sammlung Leopold befinden, wo die Kommission festgestellt hat, dass diese Bilder zurückzugeben wären, wenn man das Kunstrückgabegesetz zur Anwendung bringt. Woran liegt das jetzt, dass es da eine Lösung gibt?

Leopold: Also ich tu mir gerade jetzt ein bisschen schwer, weil wir an der Kippe sind, eine Lösung zu finden. Aber es besteht auch die Gefahr, dass es furchtbarer Weise wieder in eine jahrelange Versteinerung geht, was ich überhaupt nicht will. Wir haben als Grundlage die Washingtoner Deklaration, wo es heißt, dass wir „just and fair solutions“ finden müssen. Und ich möchte dem noch hinzufügen: „quick solutions“ und menschlich vertretbare Lösungen. Wir wollen mit den Erben möglichst nahe Gespräche zu führen. Was leider nicht so einfach geht, es geht nur über Rechtsanwälte und das macht es schwer.

Noll: 60 Jahre nach 1945 muss es der Sinn und das Trachten aller Beteiligten sein, dass man durch die Verständigung über die Restitution es für beide Seiten besser, angenehmer, schöner, wertvoller, wie auch immer man das bezeichnet, macht. Egal, wie dieser Akt aussieht. Man muss sich auf der Welt nur umschauen. Es gibt Versöhnungskommissionen in Südafrika, es gibt überall auf der Welt Formen und Möglichkeiten, wie Opfer und Täter zusammenfinden. Überall ist das Ziel der soziale Frieden.

Leopold: Die betroffenen zwei Seiten sollten sich möglichst direkt oder mit verständnisvollen Anwälten zusammensetzen und schauen, was in dieser Situation zu tun ist. Ich bin da für alle Lösungen offen, auch sehr kreative. Erst unlängst haben wir privat mit einer Familie, die jetzt in Australien lebt, eine Lösung gefunden. Wir haben uns relativ schnell geeinigt und so hat also jede Seite dann das Gefühl gehabt: Eigentlich haben wir beide gewonnen. Wir haben ein gutes Gefühl, wir waren in Kontakt, da ist ein gutes Gefühl geblieben. Wir haben eine Summe gezahlt und das Bild wird eine zentrale Stelle in einer

möglichen künftigen Präsentation einnehmen und man kann die Familiengeschichte auch hinzusetzen. Also ich empfinde das als eine ideale Situation.

Der Fall „Adele Bloch-Bauer“

Ganz anders verlief es damals im berühmten Adele-Fall (das berühmte Bild „Adele Bloch-Bauer“ von Gustav Klimt, wurde der Erbin von der Republik Österreich restituiert und danach bei einer Auktion um rekordhohe 135 Mio. Dollar von Ronald Lauder erworben und hängt jetzt in der „Neuen Galerie“ in New York, Anm. d. Red.). Wenn sich damals die österreichischen Akteure und die Frau Altmann an einen Tisch gesetzt hätten und mit einem wohlwollenden Bewusstsein, dann wären sie zu einer guten Vergleichslösung gekommen. Und was ist jetzt der Fall? Die Erinnerung an die Familie Bloch-Bauer hier in Wien ist gelöscht. Was furchtbar ist, weil sie waren ein wichtiger Punkt der österreichischen Kultur. Und im Grunde ist ein bitteres Gefühl zurückgeblieben in manchen Teilen der Bevölkerung: Man hat uns das rausgerissen und auf der anderen Seite: Naja, ihr habt es uns nur gegeben, weil ihr dazu gezwungen ward. Also was ist das für eine Restitution? Hier wurde, finde ich, der Sinn der Restitution, einer Verständigung, verfehlt.

Engelberg: Also ich hatte ja immer das Gefühl, dass letztlich jede Einigung über eine Zahlung halt immer den Geruch hat – gibt das wirklich den wahren Wert wieder? Wird ein Bild versteigert, dann wissen wir, was es wirklich wert ist. Will das Museum oder Österreich das Bild unbedingt haben, dann müssen sie halt das Geld aufbringen, um das Bild zu heutigen Marktpreisen zu ersteigern. Dann kann nachher niemals jemand den



Engelberg: Für die Opfer und deren Erben ist es eine Genugtuung, ein Bild zurückzuerhalten, das ihnen in Österreich geraubt oder – schon nach dem Krieg – abgepresst wurde und sie es jetzt im Ausland versteigern und das Bild auch nicht mehr in Österreich bleibt.

Leopold: Probleme gibt es immer dann, wenn der Verhandlungspartner leider nicht der Gesprächspartner war. Zwischen Rudolf Leopold und Ariel Muzicant ist es sozusagen in „Null komma Joseph“ zu einer Verhärtung gekommen, die zu gegenseitigem tiefen Misstrauen und einem Stillstand geführt haben.

Noll: Der Gesetzgeber hat eine „Hopp oder dropp“-Lösung gemacht und – mit Verlaub – auch die Kultusgemeinde sagt: „hopp oder dropp“. Innovation wurde von allen politischen Akteuren verhindert!

Vorwurf erheben, da wurde irgendein fragwürdiger Deal gemacht.

Leopold: Aber warum? Wer mauschelt mit wem? Es sind ja alle frei, das anzunehmen oder nicht.

Noll: Das sind ganz konkrete, erwachsene, gescheite Leute. Aber es herrscht eine Art josephinischer Feudalismus. Weil man damit die eigentlich Betroffenen für dumm, für unfähig hält, sich um ihr eigenes Schicksal zu kümmern und das ist eine widerliche Form des Josephinismus. Ja, es geht mitunter um eine Abkehr vom naheliegenden Prinzip der Naturalrestitution und damit produ-

ziert man, wenn man ein ängstlicher Mensch ist, genau wiederum das, vor dem Sie zuerst gewarnt haben. Dem entkommt man aber nicht. Und ich würde mich davor auch nicht schrecken lassen. Ich meine, das passiert jeden Tag, hundertfach vor Gericht, dass man sich vergleicht, und ich würde nicht alle Vergleichsbeteiligten von vornherein denunzieren, dass sie jetzt ein schlechtes Geschäft machen. Es entspricht halt der Ratio des Tages und entspricht jeweils den situativ-adäquaten Einschätzungen, nur, das ist im Leben überhaupt so! Warum hier eine besondere Gruppe von Leuten unter einen fürsorglichen Schutzschirm gestellt werden muss, weil man sagt, ihr seid prinzipiell nicht fähig, eure Rechte zu wahren, das verstehe ich nicht. Und darauf läuft es aber raus.

Engelberg: Sie vergessen dabei vielleicht, dass es für die Opfer und deren Erben eine Genugtuung ist, ein Bild zurückzuerhalten das ihnen in Österreich geraubt oder – schon nach dem Krieg – abgepresst wurde und sie es jetzt im Ausland versteigern und das Bild auch nicht mehr in Österreich bleibt. Auch wenn viele Sammlerfamilien vielleicht in den 20er- und 30er-Jahren große Patrioten waren und sich sehr mit Österreich identifiziert haben, muss doch klar sein, dass durch die Nazizeit und das Verhalten Österreichs danach ein bitteres und tiefes Gefühl der Enttäuschung zurückgeblieben ist und dass sie jetzt sagen: Das Bild soll in New York hängen. Das ist meine Heimat, das ist, wo ich willkommen war, wohin ich geflohen bin. Ich will mit Österreich nichts mehr zu tun haben.

Noll: Das ist es ja, was ich sage: Bezogen auf meine moralische Haltung, ist die sofortige, vorbehaltlose Zurückgabe dieser Sachen das einzig Angemessene. Ich sage Ihnen aber auch ganz offen, was mir eine Mandantin

gesagt hat: Herr Doktor, was machen wir denn mit dem Bild, wenn wir's zurückbekommen? Dann verkaufen wir's, und dann krieg ich erst recht wieder Geld. Kann ich doch gleich Geld nehmen.

Leopold: Ich sehe diese ganze Restitutionsfrage eher nicht nur unter diesem Titel Vergangenheitsbewältigung, weil, wie wir ja übereinstimmen, wir können das auch über die beste Restitution nicht wiedergutmachen. Sondern ich sehe das auch im Sinne von, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen gut, besser miteinander auskommen. Und ich glaube, dass eben die Art und Weise, wie es uns möglich ist, das zu betreiben, ein gutes Gefühl jeweils hinterlässt. Potenziell.

Wenig Platz für innovative Lösungen

Engelberg: Das, was mir immer wieder durch den Kopf geht, ist, wieso gibt es dann nicht mehr innovative Lösungen.

Noll: Weil der Gesetzgeber sie verbaut hat. Der Gesetzgeber hat eine „hopp oder dropp“-Lösung gemacht und – mit Verlaub – auch die Kultusgemeinde sagt: „hopp oder dropp“. Innovation wurde von allen politischen Akteuren verhindert! Weil, wenn man etwas will, dann kann man es auch, wie es Herr Engelberg gesagt hat. Wenn sich zwei Erwachsene zusammensetzten, dann wird man wohl fähig sein, wenn beide es wollen, immer unter dieser Voraussetzung: dass beide es wollen, eine Lösung finden, die vielleicht nicht für beide Seiten optimal ist, aber die dazu führt, dass beide sagen: Wir können jetzt beide besser leben als vorher, dass beide, und das ist das Spannende, hinterher das Gefühl haben, es geht ihnen jetzt besser als vorher. Das ist das einzig sinnvolle Ziel. Das wird aber von allen Akteuren verhindert.

Engelberg: Wer sind die Akteure, die das verhindern?

Noll: Die Republik und die Kultusgemeinde. Deren Haltung führt zur Politikunfähigkeit. Wie überall

im Leben: Ich kann mich einer Lösung nicht dadurch nähern, dass ich meine Haltung zu hundert Prozent durchsetzen will. Weil es dann keine Lösung geben wird. Ein unnachsichtiges Entweder-oder ist in vielen Fällen nicht angemessen.

Leopold: Probleme gibt es immer dann, wenn der Verhandlungspartner leider nicht der Gesprächspartner war. Zwischen Rudolf Leopold und Ariel Muzicant ist es sozusagen in „Null komma Joseph“ zu einer Verhärtung gekommen, die zu gegenseitigem tiefen Misstrauen und einem Stillstand geführt haben. Es ist schwierig, mit jemandem zu verhandeln, der mich eigentlich als Verbrecher hinstellt. Ich habe versucht, dann verstärkt mit den Erben direkt in Gespräche zu treten. Wenn da die für die Restitution zuständigen Vertreter der Kultusgemeinde auch gesprächsbereit wären, dann würde überhaupt die Tür weit offen stehen zu guten Lösungen, glaube ich. Ich meine, ich muss ihnen zugutehalten, dass sie die Gespräche im Moment zumindest nicht behindern.

PETER HUEMER IM GESPRÄCH MIT ...

DIE MONATLICHE SONNTAGSMATINEE UM 11.00 UHR

KARTENPREISE: € 10,-

Joshua Sobol
(Autor/Regisseur)
15. Jänner 2012

Thema: Liebe und Identität
in der Cyberwelt



© JÜRGEN FRIEDRICH



© JÜRGEN FRIEDRICH

Joachim Gauck
(Gauck-Behörde)
19. Februar 2012

Thema: Schuld und Sühne



Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse
Walfischgasse 4
1010 Wien



FOTO ©: EPA

Der Besuch des Anklägers

Im Dezember 1961 vor genau 50 Jahren wurde in Jerusalem das Todesurteil über Adolf Eichmann gesprochen. Gabriel Bach war damals stellvertretender Ankläger im Prozess gegen den Organisator des Holocaust. Mit NU teilte der heute 84-jährige seine Erinnerungen an den Jahrhundertprozess.

VON DANIELLE SPERA

Der Festsaal im Wiener Justizministerium ist bis auf den letzten Platz besetzt. Der Einladung von Birgit Tschütscher, die für Aus- und Fortbildung zuständig ist, sind mehr als 250 Justizbeamte, RichterInnen und StaatsanwältInnen gefolgt. Im Saal kann man eine Stecknadel fallen hören, als Gabriel Bach in einem gestochenen Deutsch über seine Geschich-

te, aber vor allem den Prozess seines Lebens berichtet.

„Ich werde oft gefragt, ob ich ein Holocaust-Überlebender bin, meine Antwort ist: ja und nein. Es ist schon eine Ironie der Geschichte, dass ich in Berlin die Theodor-Herzl-Schule am Adolf-Hitler-Platz besuchte. Wir hatten wirklich unglaubliches Glück, unsere gesamte Familie hat überlebt.

Zwei Wochen vor der sogenannten Kristallnacht haben meine Eltern und ich Berlin in Richtung Holland verlassen, ein Monat vor der deutschen Invasion sind wir von dort aus auf der Patria nach Palästina gelangt. Dieses Schiff wurde auf seiner nächsten Fahrt versenkt, mit 250 Todesopfern. Mein Vater hatte den Ruf, einen sechsten Sinn zu haben. Als General

„So schmerzhaft es für uns war, das alles zu hören, es war ungeheuer wichtig, diesen Prozess auch in allen Einzelheiten zu führen und vor allem in Israel zu führen.“

Rommel sich Palästina näherte, wurde mein Vater gefragt, was machen wir jetzt. ‚Wir weichen nicht zurück‘, sagte mein Vater. So musste Rommel zurückweichen.“

Aus seiner Schule in Berlin, aber auch in Holland ist Gabriel Bach als einziger jüdischer Schüler am Leben geblieben. Als Zeitzeuge wird er bis heute an deutsche Schulen eingeladen und bewertet das Interesse der deutschen Jugendlichen durchwegs positiv. Gabriel Bach ist noch immer beeindruckt, dass das Interesse am Eichmann-Prozess nicht nur anhält,

Eichmann untergebracht wurde. Vierzig Polizeioffiziere haben die Untersuchungen durchgeführt, ein Offizier für jedes Land in Europa, jeweils ein weiterer für die verschiedenen Themenbereiche. Bach war als juristischer Berater der Polizeibehörde neun Monate lang täglich mit Eichmann zusammen und der einzige Kontakt, den Eichmann zur Außenwelt hatte. Im Vorfeld des Prozesses las Gabriel Bach die Biografie des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höss, der schreibt, Eichmann habe ihm erklärt, dass man zuerst die jüdischen Kinder umbrin-

schützen, direkt aus dem NS-Apparat kamen. Jedes Mal wenn solche Anfragen zu Eichmann kamen, war das Resultat fatal. So hatte zum Beispiel ein General der Wehrmacht plädiert, dass ein wichtiger Wissenschaftler, Prof. Weiß und seine Frau, verschont bleiben sollten. Eichmann erwiderte, er könne aus prinzipiellen Erwägungen nicht zustimmen. Die Patente dieses ‚Juden Weiß‘ habe die Wehrmacht schon, also gebe es keinen Grund, ihn nicht zu deportieren. „In dieser Nacht träumte ich davon, dass Eichmann keine Wahl habe und Weiß überleben konnte. Wenige Wochen später kam ein junges Mädchen in mein Büro, sie stellte sich als Alisa Weiß vor. Sie war als Baby von ihren Eltern bei Bekannten versteckt worden, bevor die Eltern deportiert wurden. Ihre Eltern hatte sie nie gesehen. Sie fragte mich, ob ich wenigstens irgendwo in den Akten ein Foto ihrer Eltern gefunden hätte, damit sie sehen könnte, wie ihr Vater und ihre Mutter ausgesehen hatten.“ Solche Gespräche oder Zeugenaussagen kann Gabriel Bach unendlich wiedergeben, ein Erlebnis ist emotionaler als das andere.

Viele der Dokumente sind im Prozess gar nicht vorgekommen. So erfährt Bach über eine „Vierteljüdin“, die – weil sie Muttermilch gespendet und „mit jüdischem Element vergiftet“ hatte, von Eichmann ins Konzentrationslager geschickt wird. Oder auch, dass Eichmann in einem Schreiben hervorhob, wie human er sei. Er habe nämlich entschieden, in den Gaswagen schalldichte Wände einzubauen, damit die SS-Chauffeure die Schreie der Sterbenden nicht hören mussten. Nach all den Dokumenten und Zeugenaussagen beurteilt Gabriel Bach Eichmann als gewissenlosen Überzeugungstäter, der sogar stolz darauf gewesen sei, die großangelegte Ermordung der Juden verantwortet zu haben. Noch gegen Kriegsende ließ er die Tötung der Juden von 10.000



FOTO ©: SEVERIN WURNIG

Gabriel Bach im Gespräch mit NU-Autorin Danielle Spera im Festsaal des Wiener Justizministeriums.

sondern von Jahr zu Jahr steigt. Der Prozess war 1961 das erste globale Medienereignis, heute ist der Mitschnitt auf der Internetplattform Youtube abrufbar. Das Internet sei für ihn eine unerschlossene Welt, auch wenn seine Enkelkinder immer wieder Versuche starten, ihn dafür zu gewinnen, sagt Gabriel Bach. Dennoch ist er überrascht und gleichzeitig berührt von der Initiative auf Youtube.

Nicht nur der Prozess, sondern auch die Monate davor haben sich Bach bis ins kleinste Detail unwiderruflich eingeprägt. Man hatte in Haifa ein ganzes Gefängnis geräumt, in dem dann

gen müsse, da sie mögliche Rächer und eine Keimzelle für die Wiedererrichtung dieser Rasse sein können. „Kaum hatte ich das gelesen, wurde mir mitgeteilt, dass Eichmann mich sprechen wolle. Zehn Minuten später stand er vor mir. Das war unsere erste Begegnung. Gar nicht einfach, nachdem, was ich gerade gelesen hatte, eine ruhige Miene zu bewahren.“

Bach liest unzählige Akten, berührende Zeugenaussagen und stößt immer wieder auf dasselbe Schema: Bei Eichmann gibt es kein Erbarmen, selbst wenn Bemühungen, jüdische Persönlichkeiten oder Familien zu

auf 12.000 pro Tag hinaufsetzen. Im Gegensatz zur Philosophin Hannah Arendt, die vom „Schreibtischtäter“ Eichmann schrieb, berichtet Gabriel Bach aus den Dokumenten: Seiner Ansicht nach war Eichmann geradezu besessen von der Vernichtung der Juden. Jede Art, das anders darzustellen, sei eine Inszenierung gewesen, so Bach und zitiert aus dem Gedächtnis unzählige Schriftstücke, die das belegen können.

Für Gabriel Bach gab es neben all den unvergesslichen Eindrücken Momente, die ihm unauslöschlich eingeprägt sind. „Eine Aussage, die ich nie vergessen werde, kam von einem Mann, der als Jugendlicher in die Gaskammer kam, weil er ein kleineres Kind schützen wollte. Er war schon innerhalb der Gaskammer, es war finster, die Kinder haben zuerst gesungen, dann geweint. Plötzlich ging die Tür auf, die ersten zwanzig wurden wieder herausgeholt, um bei der Entladung von Kartoffeln zu helfen. Die anderen 180 wurden gleich vergast. Er hat durch diesen Zufall überlebt. Da hat sogar der Verteidiger von Eichmann im Anschluss in meinem Zimmer geweint. So haben wir die Beschreibung der Situation in der Gaskammer bekommen.“

Eine andere Aussage, die bei Gabriel Bach bis heute nachwirkt, ist die Geschichte eines ungarischen Juden, der mit seiner Frau und seinen Kindern in Auschwitz aus dem Zug stieg und sie nicht wussten, was Auschwitz war. Der Mann wurde von seiner Frau und seiner zweieinhalbjährigen Tochter getrennt, schließlich musste auch sein 13-jähriger Sohn mit den Frauen mitgehen. Er hatte Angst, dass sein Sohn die Mutter nicht finden würde, und sah ihm lange nach. Allerdings verlor er ihn und seine Frau aus den Augen, aber er sah seine zweieinhalbjährige Tochter in der Menge, denn sie hatte einen roten Mantel an. Bis auch sie in der Menge verschwand. „Ich war geschockt. Denn ich hatte meiner



FOTO ©: APA

Der angeklagte Adolf Eichmann zu Prozessbeginn: „Meiner Ansicht nach war Eichmann geradezu besessen von der Vernichtung der Juden. Jede Art, das anders darzustellen, war eine Inszenierung“, ist sich Bach sicher.

ebenfalls gerade zweieinhalbjährigen Tochter wenige Wochen zuvor auch einen roten Mantel gekauft. Bis heute schlägt es mir die Sprache, wenn ich ein Kind in einem roten Mantel sehe“, sagt Gabriel Bach. Steven Spielberg hat diese Geschichte übrigens so beeindruckt, dass er sie als Szene in „Schindlers Liste“ umgesetzt hat.

Der Eichmann-Prozess hatte immense Relevanz für den jungen Staat Israel. „So schmerzhaft es für uns war, das alles zu hören, es war ungeheuer wichtig, diesen Prozess auch in allen Einzelheiten zu führen und vor allem in Israel zu führen. Eichmann war wirklich für den Massenmord verantwortlich und hat mit absoluter Besessenheit daran gearbeitet, unschuldige Menschen zu töten. Es war wichtig, das zu beweisen. ‚Der Krieg ist verloren, aber ich werde meinen Krieg gegen die Juden gewinnen‘ – das waren seine Worte.“

Vor dem Eichmann-Prozess wurde in Israel über den Holocaust nicht gesprochen, die Jugend wollte vom Holocaust nichts hören, auch aus Schamgefühl, meint Bach: „Ein junger Israeli konnte damals verstehen, dass man im Kampf verletzt oder getötet wird, aber er konnte nicht verstehen dass sich Hunderttausende, Millionen haben abschlachten lassen, ohne Widerstand zu leisten. Daher war es wichtig, aufzuzeigen, wie die Menschen bis zum letzten Augenblick in die Irre geführt wurden. Vor allem aber war es kein Prozess gegen einen x-beliebigen

SS-Mann, sondern die zentrale Figur, den Drahtzieher des Massenmordes an den Juden.“

Für die Identität des Staates Israel war der Prozess essenziell. „Da stand der Mann, dessen einziges Bestreben war, das jüdische Volk zu vernichten und nahm Haltung an vor einem israelischen Gericht. In diesem Moment war mir die Bedeutung der Errichtung des Staates Israel klar.“ In Israel gibt es keine Todesstrafe, für Eichmann war es aber die gerechte Strafe, so Gabriel Bach. „Die Möglichkeit, zu beweisen, was dieser Mann getan hat, hat mir neben allen traumatischen Gefühlen eine Befriedigung gegeben.“ Schwer vorzustellen, wie Bach mit all diesen Emotionen umgegangen ist. Vielleicht ist es ihm daher eine Verpflichtung, immer wieder darüber zu erzählen.

Der Eichmann Prozess auf Youtube <http://www.youtube.com/user/EichmannTrialEN>

GABRIEL BACH

wurde 1927 im deutschen Halberstadt geboren, 1928 übersiedelte die Familie nach Berlin, 1938 emigrierte die Familie Bach nach Amsterdam, 1940 nach Palästina, nach dem Krieg studierte Bach in London Jus, kehrte nach Israel zurück und wurde 1961 Staatsanwalt. Als stellvertretender Ankläger nahm er am Prozess gegen Adolf Eichmann teil. Nach der Berufung an den Obersten Gerichtshof in Israel als Richter im Jahre 1982 wirkte er dort bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1997.

Der Besuch des Hitlerjungen Salomon

Salomon Perel konnte dem Tod durch die Nationalsozialisten entkommen, weil er seine jüdische Identität verleugnete. Über sein Leben und die Last von zwei gespaltenen Seelen sprach er in Wien vor Erwachsenen und Schülern.

VON PETER MENASSE

In diesem Menschen stecken zwei Identitäten, er ist heute vor allem – und immer noch mit jedem Tag ein wenig mehr – Salomon „Sally“ Perel, aber er ist auch noch ein Stück weit Josef „Jupp“ Peters. Der eine ist Jude, der andere ist Hitlerjunge.

Auf Einladung des Stadttheaters Walfischgasse sprach an einem Sonntag im November 2011 Salomon Perel mit Peter Huemer über seine Geschichte, die einer der unglaublichsten in der Reihe der tragischen Schicksale von Menschen während des Holocausts war. Am nächsten Tag erfüllte er sich dann den Wunsch, vor Jugendlichen in einer Wiener Schule über sein Leben zu berichten.

Der 1925 geborene Salomon Perel flüchtete bald nach Hitlers Machtergreifung in das polnische Łódź. Als diese Stadt nach dem Hitler-Stalin-Pakt an die Deutschen fiel, ging die Flucht weiter in das russische Minsk. Aber auch dort ereilten ihn die braunen Horden. Die Bevölkerung Minsk wurde auf ein Feld getrieben und dort von den Nazis in verschiedene Gruppen eingeteilt. Die Juden wurden sofort in einen nahe gelegenen Wald gebracht und erschossen. Salomon, gerade einmal 16 Jahre alt, stand vor der Entscheidung zwischen Tod und Lüge. Sein Überlebenstrieb ließ ihn auf die Frage eines deutschen Soldaten „Bist du Jude?“ lächelnd sagen, „Nein, ich bin Volksdeutscher.“ Da er perfekt Deutsch sprach, war er doch in Norddeutschland aufgewachsen, glaubte man ihm und setzte ihn we-



FOTO ©: MICHAELA BRUCKBERGER

gen seiner Russisch-Kenntnisse als Dolmetsch ein. Später wurde er in eine HJ-Schule in Braunschweig versetzt und zum „Hitlerjungen“ ausgebildet.

Es begann ein täglicher Kampf um das Überleben mit Hilfe der Lüge, der ihn bis heute prägt. Er musste zum authentischen, zum echten Hitlerjungen werden, um nicht in Gefahr zu geraten, seine jüdische Identität zu verraten. Perel schaffte das Unglaubliche und brauchte dann vierzig Jahre, bis er in der Lage war, seine Geschichte zu reflektieren. Er fasste seine Erinnerungen in einem Manuskript zusammen, das 1989 unter dem Titel „Hitlerjunge Salomon“ von der Regisseurin Agnieszka Holland verfilmt wurde und 1992 als Buch unter „Ich war Hitlerjunge Salomon“ erschien.

Seine beiden Wiener Auftritte im Stadttheater Walfischgasse und im Bundesrealgymnasium Waltergasse im vierten Bezirk waren in ähnlicher Weise berührend und doch auch sehr unterschiedlich.

Peter Huemer gelang es hervorragend, mit der ihm eigenen Empathie und Akribie, gemeinsam mit Sally Perel in die grausame Absurdität eines jungen Lebens in ständiger Bedrohung und Verleugnung einzutauchen. Ein paar Leute im Publikum waren in der anschließenden Fragerunde allerdings deutlich weniger sensibel als die Protagonisten. Da wurde Perel beispielsweise von einer Dame vorgeworfen, kein Held gewesen zu sein. Eine andere zerfloss in Tränen und zitierte Bibelstellen. Beides ließ ihn merkbar ratlos zurück, auch wenn er darauf



Auf Einladung des Stadttheaters Walfischgasse sprach an einem Sonntag im November 2011 Salomon Perel mit Peter Huemer über seine Geschichte.

fertige Antworten hatte, die zeigten, dass ihm von seinen vielen Lesereisen so manche seltsame Reaktion bekannt war.

Im Gymnasium Waltergasse hatten sich am nächsten Tag achtzig Schülerinnen und Schüler versammelt, alle etwa so alt, wie Perel war, als er den Nazis in die Hände fiel und zum „Volksdeutschen“ mutierte.

Perel, der kleine heute fast 87-jährige Mann mit dem freundlichen Gesicht, das Ideal eines lieben Opas, saß vorne auf einem Podium und lächelte den jungen Menschen zu. Hier fühlte er sich zu Hause, das war sein Umfeld. Dann erzählte er fast einundeinhalb Stunden lang seine Geschichte. Die Schülerinnen und Schüler lauschten vollkommen still und hochkonzentriert.

Mit zwei Sätzen, die ihm seine Eltern als letzte Worte vor der endgültigen Trennung mitgegeben hatten, machte er die ganze Tragik seiner gebrochenen Identität auf. „Du sollst bleiben, was du bist“, sagte der tiefreligiöse Vater, und „du sollst leben“, war die Botschaft der Mutter. Indem er der Mutter gefolgt war und die erlaubte Lüge zur Rettung seines Lebens eingesetzt hatte, konnte er danach – in langsamen Schritten – wieder zum freien und unabhängigen Juden Sally von heute werden. Die Religion ist seine Sache nicht mehr. „Ein allmächtiger Gott“, so sagt er, „hätte Auschwitz verhindert“.

Salomon Perel, der heute in Israel lebt, begibt sich seit Jahren immer wieder auf ausgedehnte Reisen zu deutschen Schulen. Täglich durch mehrere Wochen erzählt er als Träger „lebendiger Geschichte“ den jungen Menschen über den „Selbstmord der deutschen Kultur“. Er will sie, „wie er sagt, „mit den Tränen der ermordeten Kinder impfen“, um ein für alle Mal das Unrecht zu besiegen.

In Wien ist ihm das gelungen. Die jungen Leute verstanden ihn, sie fragten sensibel nach, sie hatten einen Lehrer gefunden, dem sie glau-

ben und vertrauen konnten.

Während in Deutschland verschiedene Sponsoren, Schulbehörden und Schulen zusammenarbeiten, um Perel als Vortragenden zu gewinnen, bedurfte es in Wien der Initiative des Elternvereins und der Unterstützung von Lehrerinnen und Lehrern der Schule Waltergasse, um diese einmalige Ge-

standen nahezu alle Schülerinnen und Schüler an, um ein Buch von Perel zu erwerben und es von ihm signieren zu lassen. Die jungen Menschen haben die Botschaft des Opas aus Israel verstanden, die da lautet: „Ich werde bald nicht mehr da sein, aber ihr müsst meine Geschichte weitererzählen.“



FOTO ©: MICHAELA BRUCKBERGER

„Ich werde bald nicht mehr da sein, aber ihr müsst meine Geschichte weitererzählen“, sagte Perel den Schülern.

schichtestunde zu ermöglichen.

Sally Perel, der liebe Junge, der seine Seelen spalten, der eine Existenz an der Grenze zum Selbsthass führen musste, ist ein tragisches Beispiel dafür, wie entmenschte Systeme das Menschsein vernichten. Perel erzählt, dass er heute im Traum die Schreie der „Kinder aus der Asche“ hört, jener Kinder, die anders als er dem Schicksal der Ermordung in Auschwitz zum Opfer fielen. So kämpft er unermüdlich um Respekt für sie und arbeitet an der Erlösung von der Schuld, die man ihm auf seine kindlichen Schultern gelegt hat.

Im Gymnasium in der Waltergasse hat er sich merkbar wohl gefühlt. Von den Jugendlichen ist ihm aber auch erstaunlicher Respekt entgegengebracht worden. Nach dem Vortrag

Sie haben Salomon „Sally“ Perel auch deshalb verstanden, weil er in seinem Inneren ein Junge, weil er einer von ihnen geblieben ist.

SALOMON PEREL

(geb. 21. April 1925) hieß während der Nazizeit Josef Perjell oder Josef Peters und hat als Jude die Zeit des Nationalsozialismus als Mitglied der Hitlerjugend überlebt. Er konnte sich dank seiner hervorragenden Deutschkenntnisse als „Volksdeutscher“ ausgeben und seine jüdische Herkunft verbergen. Nach mehr als 40 Jahren fühlte er sich in der Lage, das Erlebte zu verarbeiten und verfasste seine Autobiografie „Ich war Hitlerjunge Salomon“, die unter dem Titel „Hitlerjunge Salomon“ (Internationaler Titel: „Europa Europa“) verfilmt wurde. Sally Perel lebt in Israel.



Ein schmuckes Kästchen

Das wiedereröffnete Jüdische Museum in Wien zeigt sich publikumswirksam und aufgeräumt. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Palais Eskele eigentlich kein geeigneter Museumsbau ist.

VON BARBARA TÓTH (TEXT UND FOTOS)

Früher konnte es einem passieren, dass man am Jüdischen Museum Wien unabsichtlich vorbeilief, so beiläufig bot sich der Eingang des Palais Eskele in der schmalen Dorotheergasse dar. Das kann nach der Wiedereröffnung diesen Herbst nach neunmonatiger Renovierung nicht mehr geschehen. Wer vom Graben in Richtung Museum einbiegt, dem leuchten schon von weitem die hebräischen Buchstaben in gleißenden, weißen Neonlicht entgegen, sie bringen nicht nur die Fassade des Museums zum Strahlen, sondern geben der Dorotheergasse ein neues Zentrum. „Museum“ bedeutet der Schriftzug übersetzt, gestaltet



Das Stammhaus (Bild oben) und die Dependence am Judenplatz (Bild unten) sollte man unbedingt zusammen besuchen.

wurde er von der Künstlerin Brigitte Kowanz.

Es ist nur einer von vielen Kunstgriffen, der das kleine Stadtpalais, seit 1993 Heimat des Jüdischen Museums Wien, einladender, publikumswirksamer und heller wirken lässt. Der Eingangsbereich wurde komplett neu geordnet, Wanddurchbrüche lassen Besucher intuitiv ihren Weg finden: geradeaus zum Informationsschalter und der Kassa, links in die traditionelle Buchhandlung Singer, rechts zum Buffet. Die Handschrift der Direktorin Danielle Spera, Mitbegründerin von NU, ist unverkennbar. Mit seinem in weiß gehaltenen Pulten sehr aufgeräumt, aufs Wesentliche reduziert, stolz – als Logo dient ein roter Davidstern – und dank der vom Denkmalschutz eingeforderten Wiederherstellung der Marmorwände sehr elegant, wirkt das runderneuerte Entrée.

Die Wiedereröffnung des Hauses wurde mit großer Spannung und – man kann es nicht anderes sagen – auch einer gewissen Häme erwartet. Vorausgegangen war eine beispiellose Aufregung, nachdem im Zuge der Bauarbeiten ein Set von Hologrammen zu Bruch gingen, die Teil der ehemaligen Dauerausstellung gewesen waren. Obwohl sie für die neue Dauerausstellung nicht vorgesehen waren und auch ein zweites Ersatzset vorhanden waren, empörten sich jüdische Museumsmitarbeiter quer durch Europa über die „Zerstörung“ dieser Stücke, die vom Ausstellungsaccessoires zu eigenständigen Kunststücken hochgelobt wurden. Die ehemalige ORF-Journalistin Spera hatte als Quereinsteigerin in den Museumsbetrieb ohnehin nicht mit Vorschusslorbeeren zu rechnen, die Hologramm-Causa bot den idealen Anlass, sie öffentlich zu attackieren.

Wie also würde Spera ihr neues Haus positionieren? Welche Akzente wür-



**Dauerausstellung in Progress:
Ausgesuchte, wenige Schaustücke
wie eine Stoffbahn mit Davidsternen
oder eine Spielzeugschachtel einer
Schoah-Überlebenden leiten die
Besucher zur Frage hin: Was soll ein
jüdisches Museum heute leisten?**

de sie setzen? Wer von Skeptikern auf Anlass für Kritik hoffte, wurde enttäuscht. Spera und ihr neuer Chefkurator Werner Hanak-Lettner entschieden sich für eine Art museumspolitische Atempause. Die alte Dauerausstellung ist Geschichte, die neue soll Ende 2012 präsentiert werden, die Phase dazwischen überbrückt das Museum mit einer Art „Work in Progress“-Schau im Atrium des Hauses. Dieses ist – und das ist das eigentliche Problem des Muse-

ums, das in der aufgebrachten Debatte über Hologramme und die Person Spera viel zu kurz kam – der einzige Raum des Hauses, der große gestalterische Gesten erlaubt.

Warum sind Sie hier? Was soll ein jüdisches Museum bringen? Kann man den Holocaust verstehen? Fragen wie diese werden entlang drei Arbeitstischen gestellt, der Besucher kann eigene Antworten aufschreiben oder in einem Mini-Fernsehstudio auf Video sprechen, später werden sie dann Teil der Ausstellung. Präsentiert werden wenige ausgesuchte Stücke, die gerade wegen dieser Reduzierung besonders bewegend sind und gleichzeitig Ausblicke bieten auf das, was kommen mag. Das sind zum einen Alltagsgegenstände wie eine kleine Schachtel mit Kinderspielzeug, die die Wirren des Holocaust überstanden hat und ihrer Besitzerin, die rechtzeitig flüchten konnte, wiedergegeben werden konnte – die Dame spendete sie dem Museum. Oder eine Stoffbahn mit gelben „Judensternen“, die die Maschinerie des Judenhasses besser verdeutlicht als vieles andere.

Aber auch eine Karteikartensammlung sowie hunderte Filmrollen der Fotografin Margit Dobronyi, die als Adabei der jüdischen Gesellschaft nach dem Krieg Familienfeste, Parties und Hochzeiten fotografierte – und damit eine einzigartige Dokumentation jüdischen Alltagslebens jenseits der Schrecken des Krieges aufbaute. Einen Tisch weiter sind jüdische Ritualgegenstände ausgestellt, die zu den jüdischen Feiertagen gebraucht werden. Über Kopfhörer bekommt man erzählt, welche persönliche Bedeutung sie haben – von Juden und Jüdinnen, die heute in Wien leben. An diesen wenigen Stücken wird sichtbar, was Spera gleich nach ihrer Berufung als ihr Ziel ausgegeben hat. Natürlich darf ein Jüdisches Muse-

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 45 Melbourne
NU 44 Eisenstadt
NU 43 Philadelphia
NU 42 Frankfurt
NU 41 Bratislava

NU 40 Rom
NU 39 Südafrika
NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona

NU 35 Kopenhagen
NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires
NU 31 Wien

NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

um den Holocaust nicht ausblenden, aber es soll auch jüdisches Leben danach dokumentieren – mit seinen Schatten- wie Lichtseiten.

Wer dann in den letzten Stock fährt, vorbei am ersten und zweiten Stock des Palais, die für Wechselausstellungen reserviert sind (derzeit Hollywood), bekommt einen Einblick in den „Fundus“ des Museums, also in jene Sammlungen, die den Grundstock des Archivs des Hauses ausmachen – und wohl auch Fundament der zukünftigen Dauerausstellung sein werden. Der Großteil stammt aus der Sammlung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und umfasst Objekte und Inventare der Wiener Synagogen und Bethäuser, soweit sie nach dem Novemberpogrom 1938

noch vorhanden waren, sowie private liturgische Objekte wie auch persönliche Memorabilien, die Privatpersonen vor ihrer Deportation in der Kultusgemeinde abgaben. Die Provenienzforschung ist noch nicht abgeschlossen.

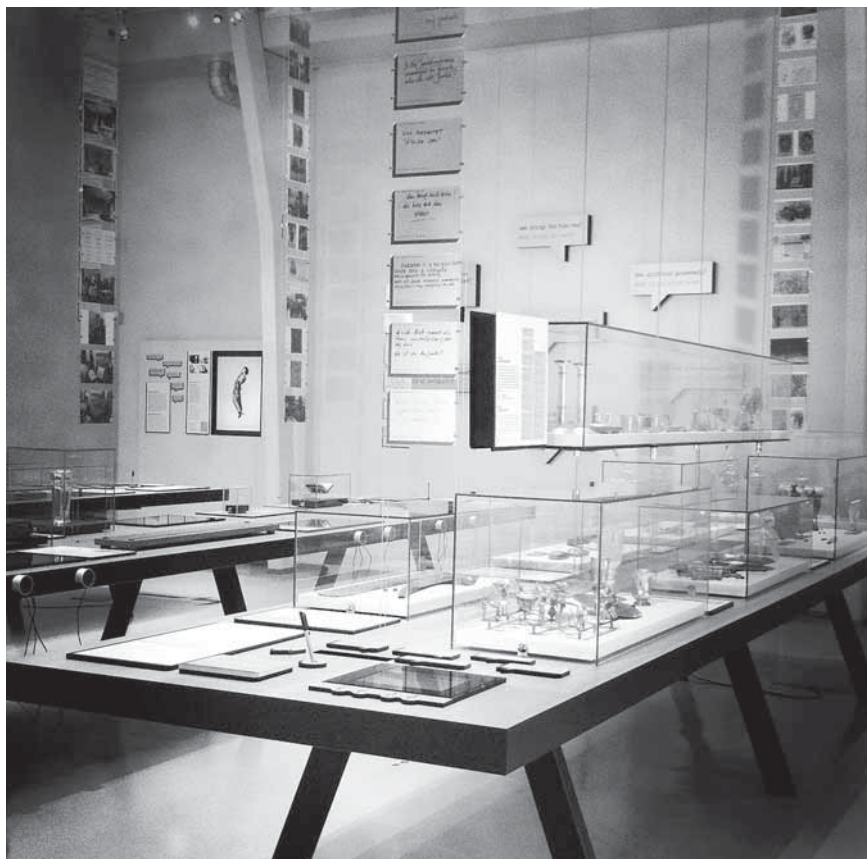
Die unzähligen Stücke des Schaudepots sind in massiven Archivschränken untergebracht. Neu sind kurze Videos, in denen weitere wichtige Sammlerpersönlichkeiten wie Max Berger porträtiert werden.

Eine Art Geheimtipp für alle politisch Interessierten ist die letzte Vitrine. Sie zeigt die eindrucksvolle Sammlung von Antisemitica des Wiener Unternehmers Martin Schlaff, die dieser 1993 dem Museum gestiftet hat. Spera, deren ZiB-erprobte Stimme durch viele Stationen des Museums führt,

hat Schlaff dazu ausführlich interviewt. Das ist eine seltene Gelegenheit, dem öffentlichkeitsscheuen und geheimnisumwobenen Mann, „Österreichs einziger Oligarch“, wie „Profil“ ihn einmal nannte, zuzuhören.

Der Besuch des Jüdischen Museums ist nicht komplett, ohne die Dependance des Hauses am wenige Gehminuten entfernten Judenplatz zu sehen. Hier steigt der Besucher eine schmale Treppe hinab, sprichwörtlich durch die Jahrhunderte, bis er zu den Grundfesten der mittelalterlichen Judenstadt gelangt. Einige Mauerstücke des einstigen Tempels sind erhalten geblieben, eine 3D-Animation erklärt, wie das Leben im kleinen, blühenden jüdischen Viertel ausgesehen hat, bevor es 1420/21 zerstört wurde. Wenige Vitrinen geben einen Überblick über die jüdische Kultur und ihre Bräuche zur damaligen Zeit. Als Kontrast dazu wartet im Erdgeschoss der Dependance moderne Kunst auf den Besucher.

Das Atrium ist der einzige Raum, der großes Ausstellungsdesign erlaubt. Hier zeigen sich die baulichen Nachteile des kleinen Stadtpalais.



Was also bleibt als vorläufiges Fazit? Das Jüdische Museum Wien im Palais Eskele verdient nach seiner Renovierung heute sicher mehr das Attribut „Schmuckkästchen“, das Spera ihm bei ihrem Amtsantritt verpasste, denn je zuvor. Es ist entstaubt und moderner, es signalisiert den Besuchern: Kommt herein, besucht mich. Seine ebenfalls neu überarbeitete Dependance am Judenplatz ist nicht nur eine wichtige „Außenstelle“, sondern hat wegen der unmittelbaren Nähe zum Schoa-Mahnmal von Rachel Whiteread und aufgrund der Ausgrabungen und der Fokussierung auf das Wiener Judentum im Mittelalter eine ganz eigene Ausstrahlung mit hoher Symbolik.

Beide Häuser, herausgeputzt wie sie sind, können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass in Wiens Muse-

Im obersten Stock werden die Sammlungen des Hauses gezeigt. Der medienscheue Unternehmer Martin Schlaff gibt Einblicke in die von ihm gestiftete Antisemitica-Sammlung.



umlandschaft das Thema Zeitgeschichte (und damit unweigerlich auch das Thema Holocaust und Judentum) nach wie vor eine große Leerstelle darstellt. Das „Haus der Geschichte“, das sich der verstorbene Gründer des Jewish Welcome Service, Leon Zelman, zeit seines Lebens wünschte, wurde nie verwirklicht. Die Ideen für ein Museum österreichischer Zeitgeschichte, die unter Kanzler Alfred Gusenbauer zumindest laut angedacht wurden, sind wieder in irgendeine Schublade verräumt worden. Für ein Jüdisches Museum, das zeithistorische Aspekte umfassend mitnimmt, aber auch zum Gedenkort für den Holocaust werden kann, wie es Daniel Liebeskind's Neubau in Berlin schafft, ist das Palais Eskele schlicht und ergreifend zu klein, von seiner Dependence am Judenplatz ganz zu schweigen. Es ist schon ein Grenzgang, eine Dauer- ausstellung zum Judentum und eine Wechselausstellung im schmalen Haus in der Dorotheergasse unterzubringen. Besucher von „Hollywood“ müssen sich durch das schmale Stie-

genhaus zwängen, die Schau bleibt – bei all ihrer Qualität – aufgrund der beengten Platzverhältnisse notwendigerweise an der Oberfläche.

Wann bekommt Wien das Museum, das der stolzen Geschichte seiner Juden, aber auch der Verantwortung, die Österreich am Holocaust trägt, gerecht wird? Diese Frage bleibt auch nach der Wiedereröffnung des Jüdischen Museums Wien unbeantwortet. Stellen muss sie sich nicht Spera, sondern die österreichische Politik.

JÜDISCHES MUSEUM WIEN

Haupthaus Dorotheergasse 11

Öffnungszeiten:

Sonntag bis Freitag 10–18 Uhr,
Samstags geschlossen

Dependance Judenplatz 8

Öffnungszeiten:

Sonntag bis Donnerstag 10–18 Uhr,
Freitag 10–14 Uhr,
Samstags geschlossen.

www.jmw.at



ITC Reisen Heinestrasse 6, 1020 Wien

Tel.: +43 (0) 1 - 212 54 60, Fax: +43 (0) 1 - 212 54 60 40

E-Mail: itc@chello.at, Web: <http://www.itc-reisen.at>

ISRAEL
Austrian 
ab **€319.-**

inklusive 2 Gepäckstücke á 23kg !
Neu : Umbuchen gegen Gebühr möglich
>Begrenzte Sitzplatzanzahl zu diesen Preisen!<

Buchen Sie bei uns:

- Günstige Mietwagen
- Israel Rundreisen
- Hotels weltweit
- Versicherungen
- Koshere Kreuzfahrten
- Günstige Flüge mit Air Berlin
- Spezialpreise für USA mit AUA
- Kosheres Hotel in Berlin
CROWNE PLAZA

Rufen sie ihre Reisespezialisten von ITC-REISEN an!



„Mir war wichtig, die Geschichte der Täter aufzuzeigen“

In ihrem neuen Roman „Stillbach oder Die Sehnsucht“ schildert Sabine Gruber drei Frauenschicksale im Spannungsfeld zwischen italienischem Faschismus, Südtiroler Nazi-Faschismus und Resistenza, der italienischen Widerstandsbewegung. NU hat die Autorin zum Gespräch getroffen.

VON HERBERT VOGLMAYR (INTERVIEW) UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Die Schriftstellerin Sabine Gruber, geboren und aufgewachsen in Meran, verließ mit 18 Jahren Südtirol, um in Innsbruck und Wien Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaften zu studieren, war 1988–92 Universitätslektorin in Venedig und lebt heute als freie Schriftstellerin in Wien. Für ihre Romane „Aushäusige“, „Die Zumutung“ und „Über Nacht“, den Gedichtband „Fang oder Schweigen“ sowie für ihre Erzählungen, Hörspiele und Theaterstücke erhielt sie zahlreiche Preise und Stipendien.

Ihr neuer Roman „Stillbach oder Die Sehnsucht“ erzählt vom Schicksal dreier Südtiroler Frauen (Emma, Ines und Clara), die aus unterschiedlichen Motiven ihren Heimatort Stillbach verlassen und in unterschiedlicher Weise von historischen Ereignissen geprägt werden. In einer herrlich polyphonen Erzählweise sind reale Ereignisse und persönliche Fantasien, polithistorische Gewalttaten und biografische Brüche und Verwerfungen, elegische Stimmungen und impulsive Lebenslust kunstvoll ineinander verwoben. Die grauenhaften Ereignisse der Vergangenheit kommen dabei offen zur Sprache, gewinnen aber nicht die Oberhand, verlieren vielmehr aus der kritischen Distanz ihren Schrecken und lassen damit Raum für neues Leben.

NU: Frau Gruber, könnten Sie die Schicksale der drei Frauen Emma, Ines und Clara kurz skizzieren?

Sabine Gruber: Emma kommt 1938 nach Rom, um hier zu arbeiten und ihre Familie in Südtirol finanziell zu unterstützen, dabei erlebt sie die deutsche Besatzung im Herbst 1943 nach dem Sturz Mussolinis. Sie ist mit einem Stillbacher verlobt, der bei einem Attentat italienischer Widerstandskämpfer auf eine Südtiroler SS-Einheit stirbt. Als sie später einen Italiener heiratet, wird sie von ihrem Vater verstoßen, es kommt zum Bruch mit der Familie, der nicht mehr zu kitten ist. Emmas Sehnsucht nach dem Heimatort aber bleibt. Die Gymnasialschülerin Ines kommt 1978 aus völlig anderen Gründen nach Rom, sie will Italienisch lernen und bekommt einen Ferienjob als Zimmermädchen in Emmas Hotel. Es ist eine politisch dramatische Zeit, in der ein Riss durch die italienische Gesellschaft geht, geprägt vom Terrorismus der Roten Brigaden und dem institutionellen Widerstand der autonomen „Stadtindianerbewegung“, der mit Straßenkämpfen und Hausbesetzungen einhergeht. Ines erlebt diese Ereignisse aus der Perspektive einer Schülerin, die diese politischen Verhältnisse nicht wirklich durchschaut. Clara schließlich kommt 2008 nach

Rom, um den Haushalt ihrer verstorbenen Freundin Ines aufzulösen. Dabei entdeckt sie ein Romanmanuskript, in dem Ines über ihren Job als Zimmermädchen schreibt und gleichzeitig die Geschichte ihrer Chefin Emma erzählt. Clara wird auch damit konfrontiert, wie die Ereignisse der Vergangenheit in der Gegenwart weiterwirken.

Emma kann ihre traumatischen Erlebnisse lebenslang nicht wirklich auflösen. Sie schnuppert im Alter am Rasierwasser „Alt-Innsbruck“, um die Kühle der Berge zu spüren. Die beiden Frauen der Nachkriegsgeneration hingegen sind auch mit den gewalttätigen Ereignissen beschäftigt, haben aber mehr persönliche Freiheit in ihrer Lebensgestaltung. Kann man das auch allgemein für die Entwicklung in Südtirol sagen?

Ja, natürlich. Die Generation, die den Faschismus erlebt hat, hat ja ein völlig anderes Verhältnis zu den Italienern als die Nachgeborenen, die diese Repressionen nicht erlebt haben. Sie mussten nicht in eine italienische Schule, mussten nicht vor Gericht italienisch reden, haben nicht die Arbeitsstellen verloren. Ich selbst habe die Trennung der Ethnien im Gymnasium erlebt, wo die deutsch- und italienischsprachigen Schüler in

„Nach dem Krieg gab es in Südtirol eine Situation der Staatenlosigkeit, die es diesen Mengeles und Eichmanns ermöglichte, ungeschoren in Südtirol zu verweilen und ihre Flucht zu organisieren.“

verschiedenen Stockwerken untergebracht waren. In den fünf Jahren kamen wir mit den italienischen Schülern nicht in Kontakt, weil es verschobene Pausen- und Schulbeginn-Zeiten gab. Heute gibt es diese Trennungspolitik nicht mehr, das Zusammenleben ist ein angenehmeres geworden.

Passt Ihre persönliche Geschichte noch in anderer Weise zu einer der Identitäten?

Ausgangspunkt für den gesamten Roman waren Anekdoten meiner Großmutter mütterlicherseits, die aus einer sehr kinderreichen, ärmlichen Familie kam und in einem bürgerlichen Haushalt in Bozen arbeitete. Dabei erlebte sie die Entfremdung aus dem bäuerlichen, ärmlichen Kontext zu einer reichen, bürgerlichen Familie. Im Zuge meiner Recherchen entdeckte ich dann, dass in den 1920er- und 30er-Jahren sehr viele junge Frauen

aus Südtirol in italienische Städte gingen, um dort als Dienstmädchen zu arbeiten und Geld nach Hause zu schicken, weil sie dort viel besser bezahlt wurden als in Südtirol, wo es unter dem Faschismus so schwierig war, eine Stelle zu kriegen. Sie kamen dabei in bürgerliche und zum Teil faschistische Familien, wo sie den Kindern auch Deutsch beibrachten. Als Mussolini und Hitler noch befreundet waren, war es in faschistischen Familien sogar Mode, ein deutsches Dienstmädchen zu haben. Heute ist Südtirol ökonomisch die zweitstärkste Region Italiens und man kann sich gar nicht mehr vorstellen, dass das mal ein armes Land war.

Die jungen Frauen mussten also den Zusammenstoß zweier Kulturen verkraften.

Natürlich. Man muss ja auch sehen, wie sehr diese Dienstmädchen das

Italienbild in Südtirol korrigiert haben, das davon geprägt war, dass man sehr stark mit den sogenannten „Importfaschisten“ konfrontiert war. Das war ja ein ganz anderer Typus von Italiener als der, den die Dienstmädchen beispielsweise in Rom in einer italienischen Familie vorfanden. Sie kamen dann zurück mit Kurzhaarschnitt, Kostüm und schicken Schuhen, als moderne Frauen. Für das Dorf war das natürlich eine Provokation, zum Teil wurde das auch abgelehnt, aber es war eben ein Modernisierungsschub des Dorfes durch diese Dienstmädchen und eine Korrektur des Italienbildes. Natürlich waren nicht alle Erfahrungen positiv, aber Südtiroler Historikerinnen haben die Erinnerungen der ehemaligen Dienstmädchen in Interviews aufgearbeitet und dabei festgestellt, dass die meisten heute noch sehr positiv von diesen Erfahrungen reden.



Bemerkenswert an Sabine Grubers Buch ist unter anderem, dass sehr viel reale Zeitgeschichte eingearbeitet ist, der Roman aber keineswegs mit Geschichte überladen wirkt. Man erfährt die historischen Fakten fast nebenbei und über das ganze Buch verstreut, hat aber am Ende doch ein konzises Bild von den Geschehnissen. Die beiden Hauptereignisse sind ein Partisanenanschlag auf eine Südtiroler SS-Einheit am 23. März 1944, bei dem 33 Südtiroler sterben, sowie der tags darauf folgende Vergeltungsschlag der SS, bei dem für einen getöteten Südtiroler/Deutschen 10 Italiener hingerichtet werden, die man aus den Gefängnissen rekrutiert. Da in der Eile nicht so viele Delinquenten aufzutreiben sind, wird der Rest auf 330 einfach mit Juden aufgefüllt. Das Massaker findet in den Ardeatinischen Höhlen im Süden Roms statt, nach Abschluss der Bluttat werden die Höhlen gesprengt. Am Ende werden 335 Zivilisten getötet. Einer der Mittäter, Erich Priebke,

„Die Geschichte der Nichtaufarbeitung der faschistischen und nationalsozialistischen Vergangenheit in Italien zeigt sich ja auch in der gegenwärtigen Politik, es gibt im Italienischen kein Wort für ‚Vergangenheitsbewältigung‘.“

kann nach dem Krieg mit Hilfe eines Bozner Franziskanerklosters (in dem sich auch Adolf Eichmann versteckt) und eines Empfehlungsschreibens der Päpstlichen Hilfskommission nach Argentinien flüchten, wo er unbehelligt lebt, bis er 1995 ausgeliefert wird. 1996 von einem Militärgerichtshof in Rom freigesprochen, wird er (nach weltweiten Protesten) 1998 zu lebenslanger Haft verurteilt, die aus gesundheitlichen Gründen in Hausarrest umgewandelt wird. Er wird in einer geräumigen Wohnung in Nachbarschaft eines Buchenwald-Überlebenden einquartiert und lebt heute in kaum kontrolliertem Hausarrest in Rom. Der rüstige Mittneunziger wird im Mai 2010 – nach dem Rücktritt Horst Köhlers – von der rechtsextremen deutschen NPD als Kandidat für das Amt des deutschen Bundespräsidenten vorgeschlagen.

Beim Lesen Ihres Buches hat man den Eindruck, dass Ihnen die Aufklärung über das Massaker in den Ardeatinischen Höhlen ein besonderes Anliegen ist.

Das Massaker gilt in Italien als größtes Kriegsverbrechen der Deutschen auf italienischem Boden. Dabei war es mir wichtig, die Geschichte der Täter aufzuzeigen, von denen viele über Südtirol nach Südamerika flüchten konnten und die meisten nie oder erst am Ende ihres Lebens belangt wurden. Man hat die Faschisten und die Nazis alle laufen lassen aus Angst, die Resistenza könnte zu stark und Italien kommunistisch werden. Amerikanische und italienische Geheimdienstkreise ebenso wie die Kirche versuchten das zu verhindern, gemäß der politischen Ideologie des Kalten Krieges. Die Geschichte der Nichtaufarbeitung der faschistischen und nationalsozialistischen Vergangenheit in Italien zeigt sich ja auch in der gegenwärtigen Politik, es gibt im Italienischen kein Wort für „Vergangenheitsbewältigung“. In Südti-

rol wurde die Vergangenheit ebenso wenig aufgearbeitet, aber aus anderen Motiven. Man sah sich immer als doppeltes Opfer (zuerst des italienischen Faschismus, dann des Nationalsozialismus) und ließ unter den Tisch fallen, dass es auch viele überzeugte Nazis gab. Es gab einen politischen Schulterschluss zwischen Opfern und Tätern, um eine starke deutschsprachige Minderheit zu haben, die ihre Rechte gegen die Italiener durchsetzen kann.

Sie haben die Geschichte eines der Mittäter an dem Massaker – Erich Priebke – akribisch recherchiert. Wie lange haben Sie dafür gebraucht und wie sind Sie dabei vorgegangen?

Ich habe ein Jahr recherchiert und dabei vieles im Internet gefunden, etwa wo das Haus liegt, in dem er lebt. Dann gibt es ein sehr gut recherchiertes Buch von Gerald Steinacher über „Nazis auf der Flucht“, das vor einigen Jahren erschienen ist und sich sehr stark mit der Fluchthelferrolle der Südtiroler auseinandersetzt, wo eben Priebke auch immer wieder genannt wird. Dann gibt es einen Film von einem Argentinier, der in Barioche (wo Priebke lebte) aufgewachsen ist und die Biografie sowie die Flucht über Südtirol sehr gut dokumentiert. Es gibt eine Homepage dieses Herrn, die auch nicht uninteressant ist, und jede Menge Artikel von Neonazis. Ich wurde auch einmal von einem Neonazi kontaktiert, der mir vorhielt, ich würde Priebke nicht kennen, sonst würde ich nicht so über ihn schreiben.

Haben Sie eine Erklärung dafür, warum so viele Naziverbrecher über Südtirol geflüchtet sind?

Das hängt sicher mit dem Optionsabkommen zwischen Hitler und Mussolini zusammen, bei dem sich 1939 die deutschsprachige Bevölkerung Südtirols entscheiden musste, ob sie italienisch bleibt oder ins Deutsche Reich

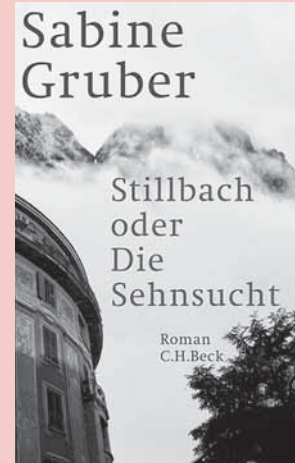


„Ausgangspunkt für den gesamten Roman waren Anekdoten meiner Großmutter mütterlicherseits, die in einem bürgerlichen Haushalt in Bozen arbeitete. Als Mussolini und Hitler noch befreundet waren, war es in faschistischen Familien sogar Mode, ein deutsches Dienstmädchen zu haben.“

auswandert. Dabei haben 85 Prozent der Südtiroler für das Deutsche Reich optiert, sie waren also dann Reichsdeutsche. Es ist zwar nur ein kleiner Teil tatsächlich ausgewandert, die meisten sind geblieben und haben abgewartet, aber sie haben erst 1948 wieder ihre italienischen Ausweise bekommen. Daher gab es nach dem Krieg in Südtirol eine Situation der Staatenlosigkeit, die es diesen Menschen und Eichmanns ermöglichte, ungeschoren in Südtirol zu verweilen und ihre Flucht zu organisieren. Aber auch viele jüdische Flüchtlinge sind über Südtirol geflohen. Es gibt da diese Geschichte – das wäre ja ein Roman für sich –, dass es in Meran eine Pension gegeben haben soll, wo in einem Stock die Naziverbrecher untergebracht waren und im anderen

die jüdischen Flüchtlinge, die dann über Genua nach Palästina auswanderten.

Frau Gruber, Sie haben einmal gesagt: „Die Heimat darf nicht beschrieben, sie muss bearbeitet werden.“ Ein Zitat von Novalis zu diesem Thema lautet: „Alle Philosophie ist Heimweh.“ Was würden Sie dazu sagen? Nun, diesen Satz von Novalis würde ich interpretieren als Auseinandersetzung mit der Herkunft. Dazu würde ich noch gern ein drittes Zitat von Jorge Semprun ins Spiel bringen, das sich darauf bezieht, dass für viele Schriftsteller die Sprache die Heimat ist: „Und im Grunde ist meine Heimat nicht die Sprache, wie für die meisten Schriftsteller, sondern das, was gesprochen wird.“



Sabine Gruber
Stillbach oder Die Sehnsucht
Roman
C.H. Beck, München 2011
379 Seiten, 20,60 €

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
יבבז



1-jähriger Berufsorientierungslehrgang (BOLG)
(Hauptschulabschluss, 9. Schulstufe)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Technik
- Orthopädietechnik

Lehrgang zur Kindergarten- Hortassistenz

Mütter-Intensivtraining IT-Technik

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis
(EDV, Büromanagement, Sprachen)

Höchste Beschäftigungsquote nach einer Ausbildung

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150

Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ wünschen allen Freunden und Partnern „Chanukka Sameach!“



FOTO ©: APA

Eine Spurensuche, die das Leben auf den Kopf stellte

Nur wenige Wiener kennen den einst prominenten Namen der Familie Ephrussi. 70 Jahre nach ihrer Enteignung und Ausweisung ist ein Nachfahre zurückgekehrt. Nicht, um etwas zurückzufordern – im Gegenteil: Er machte Wien ein großes Geschenk.

VON CORNELIA MAYRBÄURL

„Ich stehe davor. Es ist der letzte Augenblick, wo ich mich noch umwenden ... und dieses dynastische Haus und seine Geschichte lassen könnte. Ich atme tief durch, drücke auf die linke Tür ... und stehe in einem langen, hohen, dunklen Gang.“ So beschreibt der Brite Edmund de Waal den Moment, in dem er das erste Mal das Haus Dr.-Karl-Lueger-Ring 14 betritt. Die Rede ist von jenem Palais, das gegenüber der Universität Wien

die Ecke der Ringstraße mit der Schottengasse bildet, das im Erdgeschoß mit einem McDonald's und der Filiale einer Großbäckerei Beliebtheit simuliert, im Inneren jedoch verschwenderischen Prunk birgt: „Die Kamine massive Schaustücke in Marmor. Die Böden aufwendig gemustertes Parkett. Die Decken ... kassettiert, schnörkelumschlungen, klassizistische Gisch.“ De Waal hat ein paar Jahre Zeit, sich von seinem ersten Eindruck zu erho-

len, bevor er im Oktober 2011 nach Wien zurückkehrt. Diesmal kommt er nicht allein, sondern bringt seine Frau, seine Kinder und seinen 82 Jahre alten Vater Victor mit zu einer Veranstaltung, die heikel ist und durchaus in die Hose gehen könnte. Die Anwaltskanzlei Benn-Ibler, die sich im Palais eingemietet hat, bittet Klienten und Freunde, ein soigniertes Publikum, zu einem Empfang mit der Familie de Waal. Denn in einem der

„Natürlich bin ich für eine Umbenennung. Den Namen Karl Lueger-Ring halte ich einfach nicht aus. Die Worte, die meine Meinung dazu ausdrücken, die können Sie nicht abdrucken.“

Anwaltsbüros hat Victor de Waal in den 1930er-Jahren aus seinem Kinderzimmer noch die Feuerwehr zum Brandeinsatz vorbeirasen gesehen. Und das kaum jemandem als „Palais Ephrussi“ bekannte Gebäude gehörte Edmunds Großmutter Elisabeth aus der gleichnamigen jüdischen Bankiersfamilie, die oft in einem Atemzug mit den Rothschilds genannt wurde. Victors Kindheit wurde durch die allzu bekannte, schreckliche Geschichte unterbrochen: 1938 „Arisierung“ des Palais und endgültige Übersiedlung der Familie nach London, 1950 Restitution und kurz danach notgedrungen Verkauf des Baus von Theophil Hansen um ein Butterbrot.

Wie der Professor für Keramik Kunst Edmund de Waal dazukam, die Familiengeschichte zu erforschen und was er alles dabei herausfand, beschreibt er in dem Buch „Der Hase mit den Bernsteinaugen“, das die Literaturbeilage der „Times“ glatt zum Buch des Jahrzehnts erklärte und das auch im deutschsprachigen Feuilleton ausnahmslos gepriesen wurde. 1994 erbt Edmund nämlich von seinem Groß-

onkel Ignaz Ephrussi 264 Netsuke, ganz kleine japanische Schnitzereien aus Holz, Elfenbein oder Knochen, von denen eine einen Hasen darstellt, mit Augen aus Bernstein. Die Sammlung ist das Einzige, was von den im Palais angesammelten Kunstschätzen der Ephrussis in der Familie blieb. Während Nazi-Schergen im April 1938 das Palais plündern, lässt die Zofe Anna nach und nach die Miniaturen unter ihrer Bettmatratze verschwinden. Anna, deren Nachname Edmund de Waal bis heute nicht herausfinden konnte, gibt sie nach Kriegsende zurück. Der Keramikünstler de Waal sagt über sich: „Ich stelle Objekte her. Was Objekte bedeuten und wo sie waren, ist sehr wichtig für mich.“ Deshalb forscht Edmund die früheren Aufenthaltsorte der Netsuke aus und begibt sich auf Reisen – nach Paris, nach Odessa, nach Wien.

Bevor der Empfang im fünf Stöcke hohen Innenhof des Palais beginnt, führt Edmund de Waal eine Handvoll Journalisten durch die Anwaltsbüros und die noch erhaltenen Prunkräume, die seine Großmutter und

sein Vater als Kinder bewohnten. De Waal weist auf die opulent mit Früchten und Fischen bemalte Kassettendecke des Esszimmers hin, auf den Kamin, auf dem die Fabergé-Eier standen. Das ehemalige Billiardzimmer ist heute das Büro von Ivo Deskovic, einem Partner der Kanzlei. Einen Stock höher liegt das ehemalige Ankleidezimmer von Edmunds eleganter, adeliger Urgroßmutter Emmy, heute ein Büro, in dessen Regalen das Emissionszertifikatgesetz und andere juristische Bücher stehen. Einst war es mit einem übermannshohen dreiteiligen Spiegel möbliert, mit einer Frisierkommode und mit einer schwarz lackierten Vitrine, in der auf grünen Samtborden die 264 Netsuke wohnten. Emmys Kinder, darunter Elisabeth, durften mit dem geschnitzten Hasen, dem Mönch, dem Tiger, dem Affen spielen, während sie ihrer Mutter vor dem Opernbesuch oder der Abendgesellschaft bei der Toilette zusahen. An diesem Ort zieht Edmund de Waal zwei der Netsuke aus der Hosentasche, und er klingt nicht bitter, sondern erfreut, als er sagt, wie wichtig es ihm sei, dass er diese Objekte an ihren früheren Ort zurückbringen habe können.

Während des Rundgangs im Palais sind die Gäste eingetroffen. Ivo Deskovic, der auch schon einmal, in Böhmen, den früheren Besitz der Familie und vielleicht auch deswegen den Kontakt zu Edmund de Waal gesucht hat, begrüßt das Publikum, das zum Teil von der Balustrade im ersten Stock auf die am Podium sitzende Familie de Waal hinunterblickt. Ein Vertreter des Hauseigentümers, einer Privatstiftung, spricht vom „schmerzhaften Schicksal“ 1938 und dass das Heim der Familie Ephrussi „eben konfisziert“ wurde. Man beginnt, sich unwohl zu fühlen. Was soll das hier? Edmund de Waal, seine Frau Susan, seine zwei Kinder und vor allem sein Vater Victor haben am Vormittag beim ganz privaten Rundgang die Tragik

Das Palais Ephrussi an der Wiener Ringstraße wurde für den aus Russland (Odessa) stammenden Bankier Ignaz von Ephrussi vom Architekten Theophil Hansen in den Jahren 1872/73 gebaut.



FOTO ©: APA

ihrer Familiengeschichte vor Augen geführt bekommen. Bescheiden und dankbar, erzählt Deskovic, seien sie gewesen. Jetzt wird diese Familie einer Wiener Gesellschaft vorgeführt, die nicht so aussieht, als wolle sie Unbequemes hören.

„Hätte ich vor acht Jahren erkannt, was ich mit dem Geschenk der Netsuke tatsächlich erhalten habe, wäre ich davongelaufen“, sagt Edmund de Waal am Beginn seiner Rede. Er sei völlig naiv gewesen und habe geglaubt, in sechs Monaten werde er zwischen Paris, Wien und Odessa die Geschichte dieser Objekte herausfinden können. Tatsächlich hat diese Spurensuche sein Leben auf den Kopf gestellt. De Waal hat nach dem phänomenalen Erfolg seines Buches die Professur aufgegeben und wird sich weiter als Literat betätigen.

Im persönlichen Gespräch stellt er fest, früher genau gewusst zu haben, wer er sei: ein in Privatschulen und Cambridge gebildeter Brite. Auch am Glauben war wenig zu rütteln – Vater Victor de Waal ist anglikanischer Pastor, denn Edmunds Großmutter Elisabeth konvertierte. „Mittlerweile weiß ich nicht mehr so richtig, wo ich hingehöre“, sagt der schlaksige Edmund, der ab und zu auch nicht weiß, wo er seine langen Arme und Beine hintun soll. Bei seinen Buchpräsentationen in den USA haben jüdische Leser, so heißt es, Edmund de Waal aufgefordert, zum Judentum überzutreten. Dennoch wirkt er angesichts dieser quasi selbstverschuldeten Unruhe in seinem Leben nicht unzufrieden. „Alles was ich wusste, war, dass Großmutter Jüdin war und reich. Mehr hat mein Vater nicht erzählt – traumatisierte Leute reden nicht. So gesehen hat das Schreiben des Buches funktioniert“, denn aufgrund der Recherchen dafür habe sein Vater begonnen, die Erinnerungen und sein Wissen über die Familie auszupacken. Nur einmal im Laufe eines für ihn sehr emotionalen Nachmittages



FOTO ©: APA

Edmund de Waal führt persönlich durch das Palais Ephrussi, den Wiener Schauplatz seines Buchs „Der Hase mit den Bernsteinaugen“.

weicht Edmund de Waal von seinem höflichen, aufmerksamen Auftreten ab, nämlich, wenn es um die Adresse des Palais Ephrussi geht: „Natürlich bin ich für eine Umbenennung. Den Namen Karl-Lueger-Ring halte ich einfach nicht aus. Die Worte, die meine Meinung dazu ausdrücken, die können Sie nicht abdrucken.“ Vor dem Publikum hingegen spricht er besonnen und kontrolliert darüber, wie schmerzvoll manche Teile der Familiengeschichte bleiben: Emmy von Ephrussi wurde bei der Erstürmung des Palais verprügelt und wird nach der Ausweisung aus Österreich im Oktober 1938 an einer wohl absichtlichen Überdosis Tabletten sterben, ihr 78 Jahre alter Mann wurde tagelang von der Gestapo verschleppt. Es sei aber nicht die Ephrussi-Dynastie, die Bank oder der Raub, worum es gehe, sagt de Waal in seiner Rede. Mit dem, was de Waal dann sagt, mit Tränen in den Augen, rettet er die Veranstaltung, gibt ihr Würde und Sinn, indem er nicht als der Beschenkte auftritt, der im einstigen Haus seiner Familie herumgehen und sprechen darf, sondern der Gebende ist. „Jede Familie“, sagt de Waal, „hat eine Geschichte, und ich habe meine bekommen, als ich die Netsuke geerbt habe.“ Restitution bedeute, etwas zurückzubekommen, was einem gestoh-

len worden sei. „Es gibt aber noch eine andere Art der Rückerstattung, und diese nehme ich heute vor: Mit meiner Familie gebe ich unsere Geschichte diesem Ort zurück.“ Solche Restitutionen seien entscheidend dafür, wie eine Stadt sich selbst verstünde und wie sie ihre Verantwortung jenen Menschen gegenüber wahrnehme, die in ihr leben. Tatsächlich: Edmund De Waal hat Wien ein wunderbares Geschenk gemacht.



Edmund de Waal
Der Hase mit den Bernsteinaugen.
 Zsolnay, Wien 2011
 352 Seiten, 20,50 €

Oj! A Goj!

VON ERWIN JAVOR

Man sagt mir ungerechterweise nach, dass ich immer nur drei Themen im Kopf hätte: Juden, jüdische Angelegenheiten und Israel. Ich darf in der mir eigenen Bescheidenheit darauf verweisen, dass ich mich mit dieser These auch schon selbstkritisch auseinandergesetzt habe, wie eine meiner vergangenen Kolumnen beweist. Aber es stimmt einfach nicht, denn ich biete meiner geschätzten Leserschaft ja regelmäßig an dieser Stelle ein viertes Thema: Die jiddische Sprache! Und das ist keinem aufgefallen?! Und genau genommen bleibt es dabei auch nicht. Staunen Sie und lesen Sie heute und hier in dieser Kolumne über Thema Nummer fünf, das absolut nichts mit Juden zu tun hat. Der Goj!

Was ist ein Goj? Zunächst einmal ein hebräisches Wort, das „Nation“ oder „Volk“ bedeutet. Die Bezeichnung Goj wird in der Thora in Bezug auf Nichtisraeliten verwendet und so kennen Sie den Begriff wahrscheinlich auch. Aber an vielen anderen Stellen der Bibel wird er auch für die Israeliten selbst gebraucht, etwa als Abraham erfährt, dass er Stammesvater eines „Goj gadol“, eines „großen Volkes“, sein wird. Das ist aber eher der akademische Teil. Der gebräuchlichste Grund, von einem „Goj“ zu sprechen, ist tatsächlich die oft abschätzige Erwähnung eines Nichtjuden, eines „gentile“, wie man ihn auf Englisch etwas höflicher bezeichnet. Trifft ein Goj einen Goj, haben Sie zwei Gojim vor sich. Das ist der Plural. Zuweilen wird der Begriff aber auch in unverhohlener Bewunderung verwendet, nämlich dann, wenn ein Jude besonders kräftig gebaut ist. Dann sagt man: „A gewir wie

a Goj“ oder „trinken ken er wie a Goj“ (eine Kraft wie ein Nichtjude hat er oder saufen kann er wie ein Nichtjude). Was ja eigentlich ein Fall jüdischen Antisemitismus ist, weil das von der Annahme ausgeht, dass ein „richtiger“ Jude schwach wäre und keinen Alkohol vertragen würde. Ich allein kenne viele Gegenbeispiele persönlich.

Zur besseren Erklärung lassen Sie sich mich das mit ein paar so gut wie wahren Geschichten illustrieren.

Ein frommer Jude geht spazieren. Plötzlich kreist ein Vogel über ihm, erleichtert sich und hinterlässt das Produkt seiner Verdauung mitten auf dem neuen Hut des Juden. Verärmt reckt er die Faust gen Himmel und ruft verbittert aus: „Und für die Gojim singst du!“

Ein Jude hat es eines Tages satt, sich über die Verfolgung und die Opferrolle zu definieren und beschließt daher, sich taufen zu lassen. Er geht in die Kirche und erledigt alles, was es dazu braucht. Am nächsten Tag erwischt ihn seine Frau in flagranti, als er, wie gewohnt, mit Talles und Tfillen (Betschal und Gebetsriemen) sein Morgengebet verrichtet. „Was ist los mit dir?“ fragt sie kopfschüttelnd. „Du hast dich doch geschmatt (bist übergetreten)!“ – Der Ertappte schlägt sich verzweifelt mit der flachen Hand auf die Stirn: „Oj, mein gojischer Kopp!“ (Oje,



mein nichtjüdisches Gedächtnis) Ähnlich erging es einem anderen Mitbürger in seinem Ansinnen, ein Goj werden zu wollen.

Ein Jude ist viele Jahre lang frustriert, weil es ihm und seinesgleichen verwehrt bleibt, im nobelsten Country Club der Gegend aufgenommen zu werden. Er beschließt, zu handeln und etwas dagegen zu unternehmen. Er ändert seinen Namen von Moishe Ari Lebovich auf Christopher Covington-Marlowe. Er lässt sich von einem orthodoxen Baptistenprediger taufen. Er lässt sich die Nase verkleinern. Er wird führender Tea-Party-Aktivist. Er nimmt Sprachunterricht, um sich einen edlen WASP-Akzent anzueignen und zwingt sich bei dieser Gelegenheit, sein Vokabular anzupassen, zu minimieren und auf Mimik und Gestik zu verzichten. Schließlich tritt er zum Aufnahmegespräch im Country Club an und beantwortet mit fliegenden Fahnen alle Fragen zur vollsten Zufriedenheit des Präsidiums. Zustimmend nickt der Vorstand. „Mr. Covington-Marlowe, abschließend noch eine letzte Frage. Welcher Religion gehören Sie an?“ – Wie aus der Pistole geschossen antwortet Christopher stolz: „Goj!“

* Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.

Suchbild auf Jiddisch ...

Das Rätselbild passend zum Chanukka-Fest:
Finden Sie die sieben darin versteckten Fehler!

VON MICHAELA SPIEGEL



- AUFLÖSUNG:
- 1) SUPERMAN MIT ZÜNDENDEN AUGEN
 - 2) DACKEL
 - 3) SCHATTEN LINKS FEHLT
 - 4) BEIN RECHTS FEHLT
 - 5) 2 KERZEN WENIGER
 - 6) KIPPA GRÖSSEVERÄNDERT
 - 7) IM HINTERGRUND DIE EINLADUNGSKARTE DES CAPITOL HILLS

FOTO: PETER RIGAUD



Wie korrekt ist politically correct?

VON ERWIN JAVOR

Ich bin ein österreichischer jüdischer Mitbürger mit ungarisch-galizischem Migrationshintergrund. Ich habe Meinungen über den Islam und den Islamismus, die ich aber natürlich sehr vorsichtig unterscheide, um nicht den Eindruck zu erwecken, dass ich denken könnte, das eine hätte mit dem anderen irgendetwas zu tun. Und ja, es ist jetzt wirklich an der Zeit, dass Israel sich seiner Verantwortung stellt, mit den Palästinensern Frieden zu schließen, ob die wollen oder nicht. Und ja, Israel sollte wirklich mehr Begeisterung für den „arabischen Frühling“ zeigen, egal wo immer er auch hinführt. Als aufgeklärter, nicht ganz bildungsferner Mensch ist es auch meine tiefste Überzeugung, dass für jeden, egal, was man ihm vorwirft, zunächst die Unschuldsumutung zu gelten hat, seien es österreichische Korruptionsganoven, Gaddafi, Assad oder vor allem Ahmedinejad.

Pfffffhhh. O. k. Ich bekenne. In Wirklichkeit denke ich natürlich nicht so, sondern genau wie Henryk Broder, der nicht vorsichtig konfliktvermeidend herumeiert, sondern mit völliger Klarheit formuliert. Verachtet mich halt! Ich bemühe mich ja, politically correct zu denken, aber in Wirklichkeit glaube ich genau wie Broder, dass es mit dem Islam und dem Islamismus so ist wie mit Alkohol und Alkoholismus, nämlich dass das eine mit dem anderen sehr wohl in Verbindung steht. Und ich gestehe, dass ich zwar weiß, dass die Nazis Juden und Jüdinnen um-

gebracht haben, aber ich mich stets der sexistischen Ausdrucksweise des männlichen Plurals bediene und von Juden spreche.

Und solche Schandtaten setzen sich bei mir ständig fort: Nehmen wir zum Beispiel die wunderbare Formulierung in bester Gehirnwäsche-Tradition, der zufolge Israel sich bedroht „fühlt“. Also ich lerne: Es ist nicht bedroht, es fühlt sich nur so. Vor lauter political correctness muss ich jetzt wohl endlich einsehen, dass der Iran zwar bewiesenermaßen die Möglichkeit hat, Atomwaffen zu bauen, dass Ahmedinejad zwar offiziell verkündet hat, er würde Israel, „das zionistische Gebilde“, von der Landkarte auslöschen, aber so lange es nicht geschehen ist, kann man sich nicht sicher sein, ob das wirklich eine Bedrohung ist oder nur typisch jüdischer Verfolgungswahn. Das ist ein perfektes Beispiel dafür, dass p. c. genauso gefährlich ist wie scharfe Worte, die zumindest eine Position deklarieren und verteidigen, auch wenn sie polarisiert und, wie im Fall Broder, vor allem provoziert. Zum System erhobenes Wischi-Waschi macht nämlich auch Politik und zwar keine gute. Mehr als das, inzwischen ist die political correctness schon so pervertiert, dass sie zwar im Mainstream gelandet ist, aber gar nicht „correct“ sein kann, weil sie völlig sinnentleert geworden ist. Hinter p.c.-speak stehen nämlich meist keine authentischen Gefühle und Überzeugungen, sondern nur Konformismus und die Vermeidung

von ernsthafter Auseinandersetzung mit schwierigen Themen. Dadurch hat p. c. größeren, unkontrollierten und potenziell gefährlicheren politischen Einfluss als klare Worte, wo man zumindest weiß, wo jemand wirklich steht. Ja, es stimmt, Sprache ist eine mächtige Waffe. Aber das gilt auch für die „brave“ Sprache, die so tut als ob und, was noch viel schlimmer ist, verschleierte, was sie wirklich meint. Anders gesagt, mir ist es lieber ein g'standener Antisemit zitiert „Die Protokolle der Weisen von Zion“, als dass er sich hinter angeblich sachlicher Israel-Kritik versteckt und Israel mit den Nazis vergleicht. Das kommt dann unter dem Motto daher, eh scho wissen, „man wird ja Israel noch kritisieren dürfen!“

Ich bin somit nicht ohne guten Grund auf der Seite von Henryk Broder, der den Mut hat, sich, wie er das nennt, „begrifflichen Anpassungsübungen“ zu verweigern, weil, wenn er anfangs, darüber nachzudenken, wer ihm etwas übelnehmen und ihn vielleicht für irgendetwas instrumentalisieren könnte, könnte er nicht mehr schreiben. Broder sagt ganz deutlich „nein“ zum Ansinnen auf die Auslegungsgefahr durch kleine Geister Rücksicht nehmen zu sollen, weil die können sowieso alles missbrauchen. Es ist also ziemlich perfide, Broder vorzuwerfen, dass Wahnsinnige seine Argumente missbrauchen und für ihre Zwecke verdrehen. Und das sage ich, bitte nicht böse sein, ganz unkorrekt, als Jude und Zionist.

FOTO: PETER RIGAUD



Hat Israel eine andere Wahl?

VON MARTIN ENGELBERG

Der jüngste Bericht der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) spricht überraschend klare Worte. Der Iran ist dem Besitz einer Atombombe näher als bisher angenommen und könnte bereits im Sommer 2012 genügend spaltbares Material besitzen, um innerhalb kürzester Zeit eine Atombombe produzieren zu können. Dazu hat der Iran in den vergangenen Jahren eine Raketentechnologie entwickelt, die den Abschuss von mit nuklearen Sprengsätzen bestückten Raketen nach Israel, aber auch bis in weite Teile Europas hinein ermöglicht.

Die Lehre Europas aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs mag „Nie wieder Krieg“ sein. Jene des jüdischen Volkes und Israels ist sicher eine andere, nämlich: Nie wieder ohne Gegenwehr in die Vernichtung zu gehen. Dazu kommt die Erkenntnis über den Umgang mit psychopathischen, verbrecherischen Regimen: Wer über Mord und Vernichtung spricht und sie anderen Menschen androht, muss ernst genommen werden. Egal ob es Hitler, Stalin, Pol Pot, die Roten Khmer, Saddam Hussein, ganz aktuell Syriens Assad oder eben das iranische Mullah-Regime ist.

Israel hat daher nie geduldet, dass Länder und Regime, die Israel mit der Vernichtung drohen, Atom-

waffen entwickeln. So zerstörte die israelische Luftwaffe 1981 den Atomreaktor im Irak und 2007 jenen in Syrien.

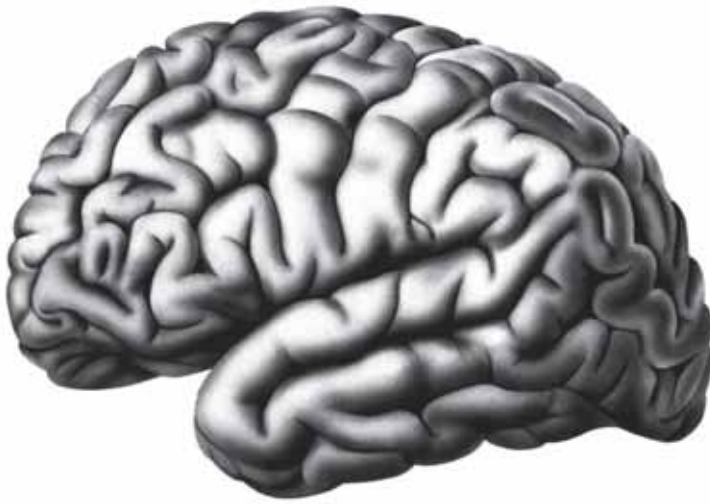
Was hindert also Israel bisher daran, militärisch vorzugehen? Es sind mehrere Gründe: Die Distanz zwischen Israel und dem Iran beträgt über 1.500 km, dazwischen liegen arabische Länder, die zwar auch größtes Interesse daran haben, dass Iran nicht in den Besitz von Atomwaffen kommt, aber deren Unterstützung für eine militärische Operation erst gesichert werden muss. Zweitens sind die Atomproduktionsanlagen auf das ganze Land verteilt und zum Teil in tiefen, gesicherten Bunkern untergebracht, die nicht mit einem einzigen militärischen Schlag ausgeschaltet werden könnten. Ein militärisches Vorgehen ist daher nur gemeinsam mit den USA und mit der zumindest stillschweigenden Unterstützung arabischer Länder wie Saudi-Arabien möglich. Drittens besitzt der Iran bereits die Technologie zur Entwicklung von Atomwaffen und würde nach einem Angriff möglicherweise sehr bald wieder mit der neuerlichen Produktion beginnen. Viertens hat der Iran die Hizbollah im Libanon und die Hamas im Gazastreifen mit gewaltigen Mengen an Raketen versorgt, welche diese – aus unmittelbarer Nähe – auf Israel ab-

zufeuern beginnen würden, sobald Israel den Iran angreift.

Weder die gegenwärtige noch jede sonstige Regierung Israels kann und wird jedoch zulassen, dass der Iran, insbesondere unter der Führung des derzeitigen Regimes in den Besitz von Atomwaffen gelangt und damit auch nur die Möglichkeit besäße, Israel und seine knapp 8 Millionen Bewohner, Juden sowie auch Araber – das scheint ja keine Rolle zu spielen – zu vernichten.

Noch gelingt es Israel immer wieder, das iranische Atomprogramm zu verzögern. Gerade in den letzten Wochen wurde wieder erfolgreich ein Computervirus eingeschleust und der Leiter des iranischen Raketenprogramms starb bei einer Bombenexplosion. Die einzige Hoffnung besteht derzeit in einem Regimewechsel im Iran. Ansonsten aber nähert sich unaufhaltsam der Tag, an dem Israel losgeschlagen wird. Danach ist sowohl mit Vergeltungsschlägen des Irans als auch seiner Satelliten im Libanon und Gazastreifen zu rechnen, wonach wieder Länder wie Saudi-Arabien und die Golf-Staaten sowie Israel zur Verteidigung ihrer Bevölkerung, zum militärischen Eingreifen gezwungen wären. Dies wäre dann der Beginn eines veritablen regionalen Krieges mit Auswirkungen auf die gesamte Welt.

Bitte täglich füttern!



www.wienerzeitung.at

Jetzt im
neuen Design.



Tageszeitung für Fortgeschrittene.



nu LESERBRIEFE AUSGABE 45



Aus verschiedenen Gründen haben sich bei mir viele Nummern von NU angesammelt, von denen ich jeweils nicht mehr als einen oder zwei Beiträge gelesen habe. Im September, auf Urlaub im italienischen Hinterland (Marken), habe ich mir diese vielen NU-Ausgaben mitgenommen, um sie noch zu überfliegen, bevor ich sie weggebe. Allerdings: Obwohl manche schon fast zwei Jahre alt waren, habe ich fast jedes Heft von A bis Z mit Freude und Interesse gelesen. Das sollt Ihr auch wissen. Unglaublich. Super Zeitschrift!

Heidi Schrodtt

Zu: Bestandsaufnahme Kultusgemeinde
von Martin Engelberg

Lieber Martin!

Wiewohl ich mit dem Inhalt von sehr vielen Deiner Zeitungsartikel, vornehmlich in der

„Presse“, vollinhaltlich übereinstimme, war ich über Deinen Artikel im NU betreffend Ossi Deutsch, den ich seit Jugendtagen kenne, sehr verwundert.

Ich vermute, dass gerade er sich seit Jahren um Angelegenheiten in der IKG kümmert, dies neben seinem Beruf als Geschäftsführer der Firma Alvorada. Insbesondere erachte ich den Informanten mit dem Zitat „aus Ossi soll & muss erst Oskar werden“ als einen niveaulosen Neidhammel.

Mit freundlichen Grüßen

Andreas Forbat
Singerstrasse 27
1010 Wien

Zu: Seltsame Allianzen
von Petra Stuiber und Barbara Tóth

Ich frage mich, mit wem Sie in diesem Artikel Allianzen bilden und empfehle Ihnen, solche Beiträge der „taz“ oder dem „Muslimmarkt“ anzubieten. Falls sie es noch nicht wissen, die Bedrohung durch die islamische Ideologie ist real und beweisbar. Hunderte Millionen leben sie. Schreiben Sie darüber und machen sie Leute, die das im Gegensatz zu Ihnen sehen und etwas dagegen unternehmen wollen, nicht schlecht (zum Beispiel Henryk Broder).

Max Hasenauer

Ergänzung zum Artikel Jüdische Blinde unter dem NS-Regime
von Steffen Arora

Inzwischen konnten neue Informationen zum Schicksal der blinden Jüdin Gisela Kaufmann, die im Text von Steffen Arora beschrieben wurde, gefunden werden. Die junge Frau lernte im Haus auf der Hohen Warte einen gewissen Oskar Zeckendorf kennen. Er war 20 Jahre älter als sie und

IN EIGENER SACHE

ebenfalls blinder Jude. Am 7. Mai 1941 heirateten die beiden. Woher Zeckendorf stammte, war bis dato ungeklärt.

Aus der Matrikensämling und dem Friedhofsbuch der IKG Wien ergeben sich laut dem zuständigen Experten der Kultusgemeinde Wolf-Erich Eckstein folgende Erkenntnisse:

Oskar Zeckendorf, geb. 27.8.1877 in Wien als Sohn des am 4.12.1909 in Wien verstorbenen Leopold Zeckendorf aus Petrowitz in Böhmen und der am 4.5.1926 in Wien verstorbenen Caroline, geb. Lustig, aus Prag, akademischer Maler in Wien VII, heiratete 1917 in Wien-Ottakring die am 16.7.1884 in Wien geborene Bertha Tauber, die am 29.6.1922 in Wien an Lungentuberkulose verstarb. Die einzige Tochter Edith wurde 1919 in Wien geboren – aus Datenschutzgründen müssen weitere Mitteilungen zu ihr unterbleiben. Ab 1919 bis 1938 lebte Oskar Zeckendorf in Wien XVII, Andergasse 10.

Am 7.5.1941 heiratete der Witwer die Ärztin Dr. Gisela Kaufmann – beider Wohnadresse war zu dieser Zeit bereits die Hohe Warte 32. Dr. Gisela Zeckendorf verstarb am 3.10.1941 im Wiener Allgemeinen Krankenhaus an einem Hirntumor (Vermerk: Gatte Oscar ist blind, Hohe Warte 32) und wurde am 10.10.1941 am Wiener Zentralfriedhof, israelitische Abteilung am 4. Tor, Gruppe 22, Reihe 29, Nr. 5, Eckgrab bestattet. Ein Grabstein ist heute nicht (mehr?) auffindbar. Oskar Zeckendorf soll laut DÖW zuletzt in Wien II, Krafftgasse 6 gelebt haben; von dort am 24.09.1942 nach Theresienstadt deportiert.



Ihr Inserat im NU

Bitte richten Sie Ihre Anfrage an

Gesine Stern, gesine.stern@nunu.at, Mobiltelefon: 0676/ 566 85 23



UNSERE AUTORINNEN



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Jacqueline Godany

lebt als Fotografin in Wien.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Cornelia Mayrbäurl

ist Senior Consultant des Public-Affairs-Beratungsunternehmens Kovar & Köppl. Zuvor schrieb sie als außenpolitische Redakteurin bzw. Korrespondentin für „Die Presse“, „Kurier“, „Format“, „NZZ am Sonntag“ und „Die Zeit“.



Florian Markl

hat in Wien Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert und war Historiker beim Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus. Er arbeitet an seiner Dissertation über den öffentlichen Diskurs über palästinensischen Terrorismus in Österreich.



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/Bolivien und in Buenos Aires/Argentinien. Seit fast drei Jahren lebt sie als Fotografin in Wien.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann, Kolumnist in der Stadtzeitung „Falter“ und Pressesprecher von Caspar Einem und ist seit 1999 geschäftsführender Gesellschafter der PR-Agentur communication matters.



Stephanie del Monte

hat in NYC ihr Studium an der School of Visual Arts abgeschlossen. Sie ist jetzt als freischaffende Fotografin in Wien tätig.



Rainer Nowak

ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Politik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für „Die Presse am Sonntag“ verantwortlich.



David Rennert

geboren 1984, absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft an der Universität Wien und arbeitet als Buchhändler und freier Journalist.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Barbara Tóth

Die Chefin vom Dienst beim NU ist Redakteurin des „Falter“, Buchautorin und promovierte Historikerin. Derzeit schreibt sie von zu Hause aus, denn sie erwartet ihren zweiten Sohn.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinseföhre durch italienische Weinregionen.



Severin Wurnig

absolvierte das Fotokolleg an der Graphischen in Wien, danach war er mehrere Jahre in Barcelona tätig. Seit 2008 lebt und arbeitet Severin wieder in Wien.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Vier Espresso und einmal Feinstaub, bitte!



FOTO ©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Vier große Espresso, bitte.

Menasse: Mir nur einen. Bitte sag, warum bestellst du denn gleich vier Kaffee auf einmal. Warst du zu lange im Theater gestern Abend?

Javor: Im Gegenteil, ich bin hellwach. Ich investiere mein gutes Geld derzeit lieber in Sachwerten. Außerdem bleibe ich jetzt alles schuldig und lass aufschreiben.

Menasse: Was ergibt das für einen Sinn?

Javor: Wenn ich Glück habe, ist der Euro bald nichts mehr wert und ich habe nur Luftschulden. Und den Kaffee können sie sich nicht in der Originalform zurückholen.

Menasse: Aber was soll ich da jetzt machen? Ich vertrage nicht so viel Kaffee wie du und leide noch dazu unter Laktoseunverträglichkeit.

Javor: Du musst einfach die goldene Regel der Kapitalanlage beachten. Je ein Viertel in Gold, ein Viertel in Immobilien, ein Viertel in Bargeld und den Rest haust du in den Konsum. Oder du setzt eine einmalige Handlung und lässt ausnahmsweise nicht mich deine Rechnung zahlen.

Menasse: Also ein Viertel in Gold. Das heißt bei meinem Vermögen ein Viertel geht in eine Schale Gold.

Javor: Das ist allerdings wenig. Ich hatte schon gehofft, du schaffst eine Goldplombe auf einem Schneidezahn.

Menasse: Ein Viertel investiere ich in eine Massage für meine Wirbelsäule. Etwas immobileres kann es nicht geben und ein Viertel bleibt in meiner Hosentasche, weil die hält schon drei, vier Münzen aus. Das Einzige, was ich nicht verstehe, ist das mit dem Konsum. Ich dachte, er wäre längst pleitegegangen.

Javor: Du bist wie immer ganz auf der Höhe der Zeit. Apropos. Machst du eine neue Facebook-Seite? Ich würde sofort den Daumen nach oben recken und mich als dein Fan outen.

Menasse: Das wäre für meine Existenz in der Community allerdings ärger, als wenn mich 400 gefakte Unterstützungen aus der SPÖ-Zentrale erreichten.

Javor: Im Gegensatz zu den Supportern von Faymann existiere ich aber wirklich.

Menasse: Na eben.

Javor: Also heute bist du schon extrem grantig. Für einen Nebochanten nimmst du den goldzahnlosen Mund recht voll. Du solltest lieber einen Text für meine Laudatio schreiben. Ich werde ja bald eine Ehrung erhalten.

Menasse: Welcher Ehre bezichtigt man dich? Wirst du endlich Kommerzialrat?

Javor: Nein, es ist noch nichts geplant. Aber wozu habe ich dich so lange studieren und zum PR-Fachmann ausbilden lassen. Du wirst es doch schaffen, mir irgend- ein goldenes Kreuz, oder vielleicht sogar ein Magen-David umhängen zu lassen. Allein schon dafür, dass ich dich seit Jahren ertrage und dennoch heiter geblieben bin.

Menasse: Na ja. Beim Kulturstadtrat wäre ich falsch. Kultur hast du sicher keine. Finanzstadträtin geht auch nicht, weil für Schnorrer gibt es dort nichts. Bleibt nur Gesundheit. Immerhin geht keiner öfter als du zum Arzt.

Javor: Du meinst, ich wäre ein Hypochonder. Ich kann dir sagen, im jüdischen Teil des Zentralfriedhofs beim Tor 4 liegen ausschließlich Hypochonder.

Menasse: Jetzt weiß ich, wo alle diese

Ehrenkreuze hingekommen sind.

Javor: Was sagst du zum Feinstaub?

Menasse: Um Gottes willen, ist ihm etwas passiert? Paul Feinstaub ist so ein edler, guter Jud. Oder meinst du den Markus Feingold? Der hat mir gestern erst ein E-Mail geschrieben. Er hustet, aber sonst geht es ihm gut.

Javor: Ich meine den Feinstaub in der Luft. Das sind so kleine Bröseln, die herumfliegen und in die Lunge kommen. Die haben wir in Wien, seit die Grünen in der Regierung sind.

Menasse: Ach so, die mischen sich jetzt auch schon überall ein, sogar in der Lunge. Sind Wahlen in nächster Zeit?

Javor: Du nimmst das nicht ernst genug. Alle in Wien husten bereits.

Menasse: Sag ich ja, der Markus Feingold hat mir gestern ein E-Mail geschrieben, dass er hustet.

Javor: Wahrscheinlich hat ihn der Feinstaub angesteckt.

Menasse: Welcher Feinstaub?

Javor: Wir sollten jedenfalls schauen, jetzt das Leben zu genießen, bis der Euro-Komet kommt. Lange scheint es nicht mehr zu dauern.

Menasse: Also, dann baba.

Javor: Was ist mir dir, warum gehst du?

Menasse: Du hast doch eben gesagt, ich soll das Leben genießen. Mit dir?

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: Dezember 2011

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Petra Stuißer, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)

P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:

Österreich: Euro 10,00

Europäische Union: Euro 15,00

Außerhalb Europas: Euro 20,00

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0)676 566 85 23

E-Mail: gesine.stern@nunu.at

VERTRIEBSSTELLEN IN WIEN

1010, Book Shop im Jüdischen Museum, Dorotheergasse 11

1010, Herder, Wollzeile 33

1010, Leporello am Stephansplatz, Singerstr. 7

1010, Leporello in der Burg, Dr.-Karl-Lueger-Ring 2

1010, Morawa, Wollzeile 11

1010, Tabak-Trafik, Hoher Markt 1

1030, Thalia, Landstraßer Hauptstraße 2a/2b

1040, Anna Jeller, Margaretenstraße 35

1060, Thalia, Mariahilferstraße 99

1090, Leporello, Liechtensteinstr. 17

1180, Hartliebs, Währinger Straße 122